This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

130
49552.7.10

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND GIVEN
IN MEMORY OF
GEORGE SILSBEE HALE
AND
ELLEN SEVER HALE

3,5

2,—
3,—

Ludwig Börnes

Berliner Briefe

1828

Nach den Originalen
mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben
von

Ludwig Geiger

Berlin, 1905, F. Fontane & Co.

49552.7.10

✓

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Vorwort.

Die in diesem Bande abgedruckten Briefe dürfen als inedita gelten. Allerdings stehen in Börnes nachgelassenen Schriften Band III (Mannheim 1847, S. 233—330) 21 Briefe Börnes an Jeanette Wohl, die aus Berlin 1828 geschrieben sind; aber einerseits ist die Ausgabe jetzt so ziemlich verschollen und in keiner späteren Ausgabe von Börnes Schriften wiederholt; andrerseits ist der Inhalt der Briefe so dürftig (die kleine Seite jener Ausgabe hat etwa den Inhalt einer halben Seite der vorliegenden), und endlich ist der Text ganz willkürlich gestaltet.

Diese Willkürlichkeit besteht in Auslassungen und Veränderungen mannigfachster Art. Die Herausgeber (die Erben des literarischen Nachlasses) ließen alles aus, was ihnen nur irgendwie bedenklich schien, weil es etwa lebenden Personen oder deren Nachkommen nicht ganz angenehm klingen konnte. Ihre Streichungen waren so energisch, daß das meiste Satirische geopfert wurde. Aber selbst gar nicht bös gemeinte Betrachtungen, z. B. die Gegenüberstellung der beiden Schwägerinnen (Henriette Herz und Frau Dr. Herz, S. 3, Z. 9 ff.), wurden fortgelassen. Eine sehr große Anzahl von Namen, über deren Träger gar nichts Verfängliches gesagt wurde, wurden entweder mit Initialen bezeichnet oder mit Sternchen angedeutet, so daß

der Leser, der jener Zeit fern stand, sehr oft durchaus nicht wußte, wer gemeint ist. Die Grundsätze, von denen die Herausgeber sich leiten ließen, bestanden ferner hauptsächlich darin, alle Intimitäten, die von Börne Frau Wohl gegenüber geäußert wurden und geäußert werden durften, ausgelassen wurden; daher wurde das häufig vorkommende „Du" der Anrede in „Sie" verwandelt, alle Anrufungen der Geliebten mit „Bärbelchen", die Bezeichnung des Briefschreibers als „Hans" oder „Charles" (auf den Gebrauch dieses Namens hatte Börne ein Anrecht, denn außer dem uns geläufigeren Vornamen „Ludwig" hatte er auch den „Karl" bei seiner Taufe am 5. Juni 1818 empfangen [Holzmann, Börne, S. 94]) weggelassen, allerliebste kleine Unterschriften wie „Börne geborene Wohl oder geborene Jeanette" gestrichen, jede Anspielung auf die künftige Verheiratung, die ernstesten Auseinandersetzungen, wie und wo diese Verehelichung stattfinden könnte und sollte, getilgt. Auch die Kleinigkeiten, die gerade einem intimen Briefwechsel Reiz verleihen: Äußerungen über geschäftliche, häusliche Angelegenheiten wurden geopfert. Außerdem wurde alles entfernt, was nur irgendwie Anstoß hätte erregen können: fast alles, was zur Charakteristik der bedeutenderen Persönlichkeiten des Berliner Kreises dienen konnte, jede herabsetzende Bemerkung gegen Frankfurter Einrichtungen und Zustände, alle wegwerfenden Äußerungen über jüdische Eigenheiten. Hätte ich in dem vorliegenden Bande eine kritische Ausgabe beabsichtigt, so würde ich in Anmerkungen oder einem kritischen Anhang jede Veränderung gebucht, jede Auslassung genau verzeichnet haben. Da dies bei dem Plane der vorliegenden Edition völlig ausgeschlossen war, so begnüge ich mich, um den Lesern wenigstens einen Begriff von dem Unterschiede dieser Ausgabe von der einzig existierenden zu geben, damit, einen

einzigen, zufällig herausgegriffenen Brief unserer Sammlung, Nr. 3 vom 20. Februar 1828, genau durchzunehmen. Der Anfang stimmt bis „mehrere Leute waren" (unten S. 3 vorl. Z.), die Worte „doch keine sonderlich interessante" sind ausgelassen; die unschuldige Bemerkung (S. 12 Z. 2) „man bleibt . . usw." fiel dem Stift der Herausgeber zum Opfer; daß der Neffe (der Name Spiro wurde unterdrückt) „immer die Hand vor den Mund hielt", schien den Herausgebern anstößig. Der Satz „er kennt" bis „lernen" (S. 12 Z. 7. 8), wodurch das Folgende überhaupt erst verständlich wird, fiel fort. In der Schilderung der Gesellschaft bei Mendelssohns wurde gestrichen: die kurze Bemerkung über die Frau (S. 12 Z. 18 ff.), ferner die über den Mann und die ganze große Charakteristik der Marianne Saaling (von S. 12 letzte Z. bis S. 13 Z. 28). Die lange Stelle über „Hans" verschwand wegen ihrer scheinbar großen Bedenklichkeit und damit gleich alles Anschließende (S. 15 Z. 14 bis S. 16 Z. 10). Die Stelle über die Sängerin Bamberger (S. 16 Z. 23 f.) erschien den Herausgebern ebenso anstößig wie die Bezeichnung Heines als des „Hans" von Frau Wohl (S. 16 Z. 6 v. u.). Ebenso schlimm oder noch schlimmer ist es in den anderen Briefen. Die wichtigsten Stellen über Marianne Saaling, die witzigen und moquanten Stellen über Henriette Herz fehlen fast durchaus. Die mitgeteilten Billete Berliner Damen, Börnes Gedicht sind gestrichen. Die Berliner Witzproben (S. 17 Z. 3 ff.) fanden keine Gnade vor den Augen der Editoren. Die Streichung einzelner Stellen über Frankfurt könnte man aus lokalem Frankfurter Interesse erklären; aus demselben Grunde vielleicht auch die Auslassung der Bemerkungen über das „Alexanderfest" (S. 34 Z. 14 ff.). Warum aber die herben Worte über Spontini (S. 18 Z. 12 ff.) daran glauben mußten, die doch

dem allgemeinen Urteil des Berliner Publikums entsprachen, ist nicht einzusehen. Nicht selten sind in diesem Briefe wie in allen übrigen die Auslassungen durch Punkte bezeichnet, häufiger aber auch nicht einmal dies, so daß der Leser gar nicht ahnen kann, wo etwas ausgelassen ist.

Durch solche Willkürlichkeiten wurde der Charakter der Briefe völlig geändert, ja zerstört. Von den zahlreichen z. T. hochbedeutenden Stellen über die Schwestern Saaling war in dem ersten und einzigen Drucke fast nichts übrig geblieben, und bei den wenigen, da die Namen nicht genannt, sondern nur durch Sternchen angedeutet waren, wußte man gar nicht, worauf sie sich bezogen. Da seit dem ersten Druck beinahe 60 Jahre vergangen sind, die Rücksichten, die man damals zu nehmen glaubte, geschwunden sind, übrigens auch die ganze Art von der Auffassung des Rechtes und der Pflicht eines Editors sich vollkommen verändert hat, glaubte ich alle diese Bedenklichkeiten schwinden lassen zu müssen. Ich gebe daher im Folgenden den Text der Briefe im wesentlichen so, wie sie geschrieben worden sind und behalte namentlich auch die Orthographie und die gelegentlich vorkommenden kleinen Sprachschnitzer Börnes bei. Ich habe mich ferner nicht gescheut, auch unbedeutende Bemerkungen über rein geschäftliche Angelegenheiten, Besorgungen, Aufträge beizubehalten, und es schien mir ebenso unbedenklich, recht derbe Stellen über Ludwig Robert und seine Frau, besonders auch über Amalie v. Helwig u. a., stehen zu lassen, wie die kleinen Zärtlichkeitsäußerungen Börnes bekannt zu geben.

Gewisse Schranken glaubte auch ich allerdings mir auflegen zu sollen. Manche völlig belanglosen Kleinigkeiten wurden entfernt, durch Punkte angedeutet, und über ihren Inhalt mit kurzen Worten referiert. Ferner blieb fort, was Salomon Strauß, der spätere Gatte von Jeanette,

der die Briefschätze Jahrzehnte eifrig behütete, selbst unleserlich gemacht hatte. Es wäre vielleicht möglich gewesen, die eine oder andere dieser Stellen zu entziffern, doch schien es mir pietätlos, den Willen des Mannes zu verletzen, der ein vollgültiges Anrecht auf diese Briefe besaß. Ferner habe ich drei größere Stellen entfernt, weil ich die Verantwortung für ihr Bekanntwerden nicht tragen mochte: die eine über die Tochter des berühmten Bildhauers Rauch, zwei andere über Marianne Saaling, — alles Frivolitäten, mit deren Bekanntwerden keinem Menschen gedient, das Andenken an bedeutende Persönlichkeiten aber schwer gekränkt werden konnte.

Sonst sind die Texte vollständig nach dem Original, und zwar buchstäblich, also auch mit Beibehaltung aller kleinen Sonderbarkeiten des Schreibers, abgedruckt. Die leichten Briefe mit einem großen Kommentar zu beschweren, wäre nicht zweckmäßig gewesen; als wichtigste Aufgabe der Anmerkungen erschien mir die Erklärung der Berliner Ereignisse und die Beifügung kurzer biographischer Notizen zu den erwähnten Persönlichkeiten; dafür boten die „Vossische“ und die „Spenersche Zeitung“, sowie einzelne literarische Zeitschriften ein ziemlich ausreichendes Material. Über Frankfurter Persönlichkeiten beantwortete Herr Professor Krakauer in dankenswerter Weise meine Fragen, für einige andere gab Frau Dr. Johanna Schnapper-Arndt erwünschte Aufklärung. Leider versagte eine Quelle vollkommen, nämlich die Briefe der Adressatin, Frau Jeanette Wohl. Während ihre Briefe an Börne sonst fast lückenlos erhalten sind, waren die Antworten auf die Berliner Briefe weder im Original noch in einer vorhandenen Kopie zu finden. Auch in dem genauen Register ist nichts aufgeführt. Es ist daher zweifellos, daß sie nicht mehr existieren, und höchst wahrscheinlich, daß sie von Jeanettens

späterem Gatten, Salomon Strauß, wegen ihres Inhalts, wegen des Eingehens auf die damals beabsichtigte Heirat mit Börne entfernt worden sind. Dadurch ist es leider unmöglich geworden, manche Anspielungen in Börnes Briefen aufzuklären.

Das sehr schön erhaltene Original befindet sich im Besitze der Börne-Administration in Frankfurt a. M., deren Mitglied ich bin. Ich habe die Mitadministratoren veranlaßt, diese Manuskripte der Öffentlichkeit zu übergeben und damit den Anfang zu größeren Publikationen aus dem Nachlaß zu machen. Als Ziel schwebt uns eine große historisch-kritische Ausgabe von Börnes Schriften vor, für die der bisher noch nie benutzte Nachlaß das kostbarste Material gewähren würde.

Berlin, 15. Juli 1905.

Ludwig Geiger.

Einleitung.

Drei Frauen sind es vorzüglich, die in den folgenden Blättern dem Leser entgegentreten: die Adressatin der Briefe Jeanette Wohl in Frankfurt, Henriette Herz und Marianne Saaling in Berlin. Jeanette Wohl ist in der Literatur sehr verschieden beurteilt worden. Man wußte lange Zeit nur ganz allgemein, daß Börnes Pariser Briefe und die zahlreichen in seinem Nachlaß mitgeteilten Episteln an sie gerichtet sind. Über ihr Wesen waren durch Heines Spöttereien häßliche oder unwahre Nachrichten im Schwange; sie sind erst durch die liebevolle, feinsinnige und auf gründlichster Kenntnis beruhende Studie Gottlieb Schnapper-Arndts zerstört worden. Nach dieser Skizze (Westermanns Monatshefte Bd. 62, 1887) sei hier ein kurzer Lebensabriß mitgeteilt, zugleich mit dem Hinweis darauf, daß aus den vollständig erhaltenen Briefen der Jeanette an Börne demnächst eine größere Auswahl erscheinen soll.

Jeanette Wohl — das ist der Mädchenname der würdigen Frau — ist am 16. Oktober 1783 geboren und am 27. November 1861 gestorben. Sie war 22 Jahre alt, als sie sich 1805 mit Leopold Ott verheiratete. Bald nach eingegangener Ehe überzeugte sie sich, daß der Gatte, der sehr reich war, nicht für sie paßte, pflegte ihn zwar bei einer schweren Krankheit, setzte es aber durch, daß sie

von ihm geschieden wurde. Sie nahm bei der Trennung keinerlei pekuniäre Vergünstigung an, sondern lebte von ihrem nicht übermäßig großen väterlichen Vermögen; ihre Mutter blieb noch mehrere Jahrzehnte am Leben. Im Jahre 1816 lernte sie Börne kennen, und fast unmittelbar nach dieser Bekanntschaft entwickelte sich zwischen beiden ein herzliches Einverständnis.

Es war ein inniges geistiges Zusammenleben mit der Traulichkeit einer zarten Freundschaft gepaart, wie sie sich zwischen reifen Frauen (Jeanette war 8 Jahre älter als Börne) und kränklichen Männern leicht bildet. Sie wurde „Börnes Gedächtnis und sein literarisches Gewissen. Sobald irgend ein Projekt seiner Feder entfloh, bewahrte sie es auf, um immer wieder darauf zurückzukommen."

Dieser Zusammenhang hörte aber auch während der zahlreichen, mitunter lange dauernden Reisen nicht auf, die Börne nach manchen Städten Süddeutschlands, seit 1822 auch nach Frankreich unternahm, sondern wurde immer inniger. Denn während Börne beim Zusammenleben manches kleine Ereignis für gar zu unbedeutend hielt, manches Geschriebene nicht erwähnte, in der Voraussetzung, es würde der Freundin auch ohnedies bekannt werden, führte er auf Reisen sorgfältige Tagebücher und schrieb für sie alles auf, was er beobachtete, erfuhr und dachte. Und sie war es auch, die das zunächst für sie allein Geschriebene anderen zugänglich zu machen suchte. Auf ihr Drängen ist z. B. „der Eßkünstler im weißen Schwan" gedruckt worden, den Börne ursprünglich als Scherz für die Freundin niedergeschrieben hatte. Er erklärte sich bei solchen Scherzen als ihr Eigentum, nannte sich z. B. Jean Bien, also Johann Wohl. Sie drängte ihn nicht bloß zu neuen Publikationen, sondern suchte ihn zu bestimmen, älteren öffentlich anerkannten Verpflichtungen nach-

zukommen. So konnte sie nicht begreifen, wie Börne sich etwas gar zu genial darüber hinwegsetzte, daß er das Pränumerationsgeld für den zweiten Band der „Wage“ empfangen und nur 5 Hefte dieses Bandes geliefert hätte, sondern spornte ihn unermüdlich an, das Schuldige zu liefern. Sie war es vornehmlich, die die Anregung zu dem Druck der Pariser Briefe gab, weil sie erkannte, daß die Bevorzugung möglichst leichter Formen für Börne das Beste sei, daß er um so schöneres leiste, je mehr er sich gehen lasse. Daher bestimmte sie ihn, diese privatim an sie gerichteten und zunächst für sie ausschließlich bestimmten Briefe zum Drucke vorzubereiten.

Doch, wie sie seine Tätigkeit anspornte, so trieb sie ihn auch, wenn sie dies seiner Natur für angemessen fand, zum Müssiggang. Sie wollte in Rücksicht auf seine schwächliche Konstitution, daß er sich nicht übermäßig anstrenge, sie war ängstlich besorgt für seine Gesundheit, seine Bequemlichkeit, seine Ruhe. Sie war ferner sein Finanzminister: sie berechnete die Bogenzahl seiner Schriften und die Honorare, die er zu erwarten hatte, ja sie setzte, einem anmutigen Aberglauben folgend, in die Lotterie, um die Summen zu erlangen, die zur Befriedigung seiner Wünsche nötig waren, und endlich spendete sie selbst, wo es anging, aus ihrem bescheidenen Vermögen.

Sie war eine gebildete, kunstliebende und kunstübende Frau, sie sang angenehm und spielte nicht ohne Fertigkeit Klavier und Guitarre. Sie schrieb ziemlich korrekt und ohne all zu starke Sünden gegen die Orthographie. Sie las mit Vorliebe Rousseau, Jean Paul, Walter Scott, sie unterrichtete sich über Geschichte und Politik und teilte mit Börne den radikal demokratischen Standpunkt. „Eine ideale Aufrichtigkeit atmen ihre Briefe, kein unwahres Wort befleckt sie.“

In harmonischer Eintracht lebte das Freundespaar länger als ein Jahrzehnt. Nur einmal, 1828 — und gerade deswegen sind unsere Briefe so wichtig — war der Plan fest ins Auge gefaßt, eine nähere Verbindung einzugehen, den Freundschaftsbund in ein eheliches Verhältnis zu verwandeln, doch kam diese Idee auch damals nicht zur Ausführung. Der Grund, daß die Ehe nicht zustande kam, lag wohl einerseits in dem Umstand, daß Jeanette ihre streng orthodoxe Mutter nicht kränken wollte, anderseits in den vielen körperlichen Leiden Börnes, die ihm eine Verheiratung unrätlich erscheinen ließen, bei ihr vielleicht auch in dem Bedenken, die reine Idealität des Verhältnisses durch eine Ehe zu stören oder zu verletzen. Früher, 1821, hatte Börne die Freundin sogar zu bestimmen gesucht, einen anderen zu heiraten; als sie sich 1832 (also fast 50 Jahre alt) mit Salomon Strauß (geboren 30. April 1795, also 12 Jahre jünger als Jeanette, gestorben 1865) vermählte, war er durchaus mit dieser Verbindung einverstanden. Sie betrachtete es als erste Bedingung dieser Ehe, daß in ihrem Verhältnis zu Börne nichts geändert würde. Sie hat dies ihrem Verlobten gegenüber „mit erschütternder Gewalt in Worten ausgedrückt, wie sie ergreifender kein Dichter gefunden". Diese Worte, die am besten ihr Wesen und ihr Verhältnis zu Börne darstellen, lauten so:

„Der Doktor hat niemanden auf der Welt als mich, ich bin ihm Freundin, Schwester, alles was sich mit diesem Namen Freundliches, Teilnehmendes, Wohlwollendes im Leben geben, bezeichnen läßt. Wollte ich ihm das mißgönnen, ihm, der nichts weiter hat im Leben und sich mit dem Schicksal abgefunden hat, . . . ja sich dabei glücklich fühlt. Ich freute mich damit, der Gedanke machte mich so glücklich, daß er an Ihnen eine feste Stütze, einen

redlichen, offenen, guten Menschen zum Freunde gewinnen solle; ich konnte mir's nicht anders denken, der Doktor muß bei uns sein können, wann, wo und so oft und für immer, wenn er es will — ich kann jetzt nicht Sie sagen, das Herz ist mir zu voll — kannst Du Dir es anders denken — dann ist alles anders wie ich es mir dachte. Ich! Wir! sollten einen Mann wie den Doktor verlassen können — er wäre ein aufgegebener, verlorener Mann! Lieber alles verlieren, lieber nicht leben als das auf mein Gewissen laden; auch könnte ich es nicht, wenn ich auch wollte . . . Schon diese wenigen Worte, die ich darüber geschrieben, haben mich zittern und leichenblaß gemacht. Denn nichts kann tiefer erschüttern, als auch nur der leiseste Gedanke an einen Verrat, nur der leiseste Gedanke der Untreue an der Treue. So lange ich lebe, bis zum letzten Atemzuge, werde ich für Börne die Treue, die Liebe und Anhänglichkeit einer Tochter zu ihrem Vater, einer Schwester zu ihrem Bruder, einer Freundin zu ihrem Freunde haben. Wenn Du das Verhältnis nicht so auffassest, nicht begreifst, mich nicht genug kennst . . . so ist alles aus und Nacht."

Wirklich änderte sich durch ihre Verheiratung ihr Verhältnis zu Börne nicht. Nachdem die Ehe am 7. Oktober 1832 in Frankfurt vollzogen war, lebte sie in Gemeinschaft mit ihrem Mann 1833 fünf Monate lang in der Schweiz mit Börne zusammen; von Ende 1833 bis zu seinem Tode lebte Börne mit den Freunden während des Sommers in Auteuil, während des Winters in Paris. Jeanette, die in viel höherer Weise als manch andere Dichterfreundin die Werke ihres Genossen als durch sie hervorgerufen und an sie gerichtet betrachten durfte, wurde dann die Herausgeberin dieser Schriften.

Von den beiden Berliner Frauen, die in den nach-

folgenden Briefen außerordentlich häufig erwähnt und ausführlich charakterisiert werden, ist Henriette Herz (geb. 5. September 1864, gest. 22. Oktober 1848) bekannt genug. Die Briefe, die der jugendlich erregte, leidenschaftlich verliebte Jüngling Börne an Henriette Herz schrieb (1803 bis 1807), sind seit 1861 gedruckt; vor kurzem (Oldenburg 1905) ist eine neue Ausgabe dieser Briefe durch mich herausgegeben worden, der die bisher unbekannten Antworten der Henriette, verständige, dämpfende Auseinandersetzungen einer ruhigen, welterfahrenen Frau, beigegeben sind. Der Hauptreiz dieser Publikation, auf den die Leser der vorliegenden Sammlung hingewiesen sein mögen, besteht darin, daß sie beweisen, wie die Schreiberin, weit entfernt davon, die Liebesglut des Knaben oder Jünglings zu erwidern, vielleicht früher als irgend ein anderer die großen Geistesgaben des damals noch sehr Unreifen erkannte, an seine Zukunft glaubte, wenn sie auch die Faulheit, das Sichgehenlassen, die Überhebung des jungen Menschen einsah und mit dem Tadel über alle die schlimmen Eigenschaften ihres Schützlings nicht zurückhielt. Ich habe in der Einleitung zu jener Neuherausgabe eine ausführliche Charakteristik Henriettes und eine Gesamtdarstellung des Verhältnisses zwischen ihr und Börne gegeben und darf wohl auf sie verweisen, ohne mich darüber hier weiter zu verbreiten. Nur eine Notiz gebe ich lieber hier als in der Anmerkung. Börne erzählt (unten S. 104) den Abschied von Henriette, daß sie ihm die Wange zum Kusse gereicht habe und schließt mit dem bösen Wort: Il vaut mieux jamais que tard. Dieser Brief muß Frau Wohl amüsiert haben, denn Börne schreibt in einem ungedruckten Briefe aus Kassel 8. Mai Folgendes: „Nicht wahr, das kleine Unglück mit dem Kusse der Herz war artig? Aber das Schönste von der Sache habe ich zu erzählen vergessen.

Nachdem ich sie geküßt, dankte ich ihr Abschied nehmend für alle die Güte, die sie in Berlin für mich gehabt. „Ich danke für alles," sagte ich, „besonders für das Küßchen." Da lächelte sie gewaltig, denn sie dachte, ich meynte das eben erhaltene Küsschen. Ich aber meynte das Kräuterkisschen, das sie mir für mein dickes Gesicht einige Wochen früher gemacht. Das war ein närrisches Desappointement und es wieder gut zu machen, mußte ich sagen: ich danke für beide Küsschen."

Viel ausführlicher als von Henriette ist von einer anderen Berliner Dame, von Marianne Saaling, die Rede. Dies ist ganz natürlich. Henriette war der Korrespondentin durch Erzählungen Börnes, wahrscheinlich auch persönlich, bei dem Besuche jener in Frankfurt 1819 bekannt; Marianne dagegen war Jeanette Wohl völlig unbekannt, ja sie trat auch 1828 zum ersten Male in Börnes Briefen auf. Denn Börne selbst hatte sie in Frankfurt, wo jene mehrere Jahre geweilt hatte, nicht gesehen. Sie verdient an dieser Stelle eine ausführlichere Betrachtung, wobei ich mich meiner früheren Artikel aus der „Vossischen Zeitung" vom 19. und 20. Juli 1900 auszugsweise bediene, nicht aber den Versuch mache, etwa die Widersprüche aufzuweisen, die zwischen meiner, wie ich glaube unbefangenen historischen Darstellung und der teilweise parteiischen Schilderung Börnes bestehen.

Helene Luise Marianne Saaling wurde zu Berlin am 11. April 1786 geboren und starb am 18. November 1868. Sie stammte aus der Ehe des königl. Hofjuweliers Saaling, Jakob Salomon, mit Cheileh (Helene), geb. Meyer Benjamin Eger. Sie hatte sieben Schwestern, von denen die eine als Schriftstellerin unter dem Namen Regina Frohberg bekannt geworden, die andere, Julie, die Mutter Paul Heyses ist, eine dritte, Klara, verheiratete Herz, die

Schwiegermutter des Freiherrn Karl Mayer von Rothschild war.

Aus ihrer Berliner Jugendzeit ist wohl bekannt, daß sie auf manche Männer Eindruck machte, z. B. auf den später berühmt gewordenen General Pfuel (1810), der die Abweisung, die er damals erfuhr, viele Jahre später durch Verunglimpfung bezahlte. Auf jene Vorwiener Zeit mag sich eine Erzählung beziehen, die Marianne freilich in den letzten Jahren ihres Lebens ihrem Arzte, Herrn San.-Rat Vollmer, berichtete. Ich gebe sie hier so wieder, wie der Berichterstatter sie gehört und weitergegeben hat, wobei man freilich nicht vergessen darf, daß eine alternde Frau sie zu einer Zeit erzählte, wo ihr Gedächtnis schwächer geworden war und ihre Phantasie Zeiten und Ereignisse vermischte und verwechselte. So erzählte sie von mehreren Zusammenkünften mit Goethe in Karlsbad und Teplitz. In ersterem Badeorte soll ihre Bekanntschaft mit dem großen Dichter so eingeleitet worden sein, daß sie mit vielen wartend am Sprudel gestanden habe. Goethe habe dicht hinter ihr gestanden und ungeduldig über das lange Warten der Brunnennymphe zugerufen, sie möge ihm doch endlich ein Glas reichen. Als dies geschah, sei etwas von dem heißen Inhalt des Glases auf die Hand von Marianne gefallen, und auf eine Entschuldigung Goethes, nachdem sich Marianne jetzt erst umdrehte und ihn alsbald erkannte, habe sie geantwortet: „Non dolet.“ (Es schmerzt nicht.)

Eine wirkliche Berühmtheit erlangte Marianne erst auf dem Wiener Kongreß, wo sie eine viel bemerkte Erscheinung war. In dem Aufsatze von Julius Bacher „Die Frauen auf dem Wiener Kongreß“, „Gartenlaube“ 1875, Nr. 26, wird sie in folgender Weise geschildert, die, wenn ich auch ihre Authentizität weder leugnen noch bestätigen kann, für geeignet gehalten werden mag, ein Bild von ihr

zu geben; freilich muß ich dem Verfasser die Verantwortung für seine Angaben überlassen.

„Sie übte durch ihr stets heiteres, witziges und anregendes Wesen eine große, belebende Kraft auf die sich dort ansammelnde Gesellschaft aus. Sie wurde deshalb auch ‚die Adjudantin des Arnsteinschen Hauptquartiers' genannt. Ihre persönliche Erscheinung harmonierte vortrefflich mit ihrem Wesen. Obgleich von jüdischer Herkunft, besaß sie eine Fülle goldblonden Haares, blaue, hellleuchtende Augen und eine überaus zarte, rosige Gesichtsfarbe, welche Vorzüge durch schlanke, volle Körperformen noch wesentlich gehoben wurden. Alle diese Eigenschaften stempelten sie zu einer echt germanischen Mädchenerscheinung. Die ihr angeborene anmutige Unbefangenheit nahm sogleich jeden ein. Sie verstand es überdies, jede Vertraulichkeit in der liebenswürdigsten Weise abzulehnen, weshalb sie auch den Beinamen ‚Das Mädchen aus der Fremde' erhalten hatte. Fürsten, Mitglieder der Diplomatie, Kardinal Consalvi, Fürst Hardenberg, Herzoge und andere fanden in dem Arnsteinschen Salon die ungezwungenste Begegnung und trafen hier zugleich mit anderen Elementen aus der Gesellschaft zusammen."

Während dieser Wiener Zeit verlobte sich Marianne mit dem spanischen Gesandten in Wien, Marialva. Die Verlobung konnte infolge der Krankheit des Bräutigams nicht zur Heirat führen. Auf diese Verlobung bezieht sich eine Äußerung des alten Körner vom 29. Oktober 1816: „Fräulein Marianne wünsche ich von Herzen das schönste Los, aber ich kann mich darüber nicht freuen, daß sie es so weit von uns finden soll." Über den Bräutigam hat Friedrich Schlegel in einem Briefe an seine Gattin Dorothea, Frankfurt, den 28. September 1818, folgende bisher unbekannte Schilderung gegeben: „Auf dem Johannisberg bei

Metternich sah ich Marialva. Dieser Mann sieht merkwürdig aus, so weiß und weich wie eine recht feine Eierspeise, ein Gesicht, dem man wenig anmerkt, so, als ob es vier- bis fünfmal recht sorgfältig abgekocht wäre. Er ist nachher einige Tage hier gewesen, und Marianne sieht seitdem recht vergnügt und wieder wohl aus. Früher war dies nicht der Fall, sie war krank in Schlangenbad, und man sieht es ihr auch jetzt noch an. Daß sie nun getauft ist, wirst Du schon wissen. Ich habe Dir einen Brief von ihr über Wien geschickt." Bevor jedoch diese Verlobung stattfand, war Marianne zu einem deutschen Dichter in Beziehung getreten, der noch heute der Jugend wert ist, zu Theodor Körner.

Körner lernte Marianne in Karlsbad 1811 kennen und entbrannte, wie seine neuesten Biographen sagen, in schwärmischer Liebe zu ihr. Damals — am 9. Juli 1811 reiste sie ab — entstanden seine Gedichte: „Der Neubrunnen", „Als sie von dem Brunnen Abschied nahm", die beide an sie gerichtet sind; der gleichfalls für sie bestimmte „Zuruf am Neubrunnen" muß gleichfalls damals gedichtet sein. Im folgenden Jahre überreichte er ihr in Wien die „Erinnerungen an Karlsbad" mit einem tiefempfundenen Gedicht. Diese Wiener Zeit zunächst noch vor dem Kongresse war für Marianne eine der bedeutsamsten ihres Lebens. Sie lebte im Hause oder jedenfalls in der Nähe ihrer Verwandten Henriette v. Pereyra, geb. 29. Nov. 1780, gest. 13. Mai 1859. Gewöhnlich wird diese Frau als Mariannens Cousine bezeichnet; dies nicht ganz mit Recht, denn die Verwandtschaft besteht darin, daß ein Onkel der Marianne, Leib Jakob Salomon Bartholdy, mit einer Tante von Frau v. Pereyra (Bella Itzig) verheiratet war. Henriette Pereyra ist also gleichfalls Berlinischen Ursprungs. Sie war die Tochter der Freifrau Franziska v. Arnstein,

und diese wiederum eine Tochter des aus der Mendelssohnschen Zeit bekannten Hofbankiers Daniel Itzig. Die beiden Frauen Marianne und Henriette werden von Körner bezeichnet „als zwei große Ausnahmen innerer tüchtiger Bildung mit allen Vorzügen der glatten Außenwelt geschmückt". Zunächst handelte es sich zwischen Körner und den beiden Frauen um einen literarischen Verkehr. Körner brachte z. B. eine sehr schöne Geistergeschichte, welche die Saaling erzählte, in Reime; es muß eine der beiden „Die Taube" oder „Die Rose" gewesen sein, die Karoline Pichler mit einigen Zusätzen später durch den Druck veröffentlichte.

Aus diesem literarischen Verkehr entwickelte sich bald eine persönliche Intimität und hat manche Veranlassung zu der Vermutung gegeben, daß durch dieses innige Gefühl die Liebe Körners zu seiner Braut Toni Adamberger erkaltet sei. Doch ist diese Vermutung schwerlich richtig. Marianne war einige Jahre älter als Körner und gehörte durch ihre Geburt und ihre Erziehung einem Kreise an, in dem Körner durch eine Heirat sich festzusetzen schwerlich die Absicht hatte; der Verkehr beider war seitens des Mannes mehr eine romantische Huldigung, die ein junger Mann gern einer schönen und geistreichen Frau widmet, seitens der Frau das gewiß von jeder Erotik freie Verlangen, sich von einem Dichter huldigen zu lassen.

Von den mannigfachen Zeugnissen dieser Beziehungen sei nur das folgende Albumblatt angeführt:

„Und Frauenunschuld, Frauenlieb'
Gilt noch das höchste Gut,
Wo deutscher Ahnen Sitte blieb
Und deutscher Jünglings-Mut.
Noch trifft den Frevler heil'ger Bann,
Der diesen Zauber stört;
Wer für sein Lieb' nicht sterben kann,
Ist keines Kusses wert.

Auch Du haſt noch nicht ausgeflammt,
Du heil'ge Religion;
Was von der ew'gen Liebe ſtammt,
Iſt zeitlich nicht entflohn.
Das Blut wäſcht die Altäre rein,
Die wir entheiligt ſehn.
Die Kreuze ſchlägt man frevelnd ein,
Doch bleibt der Glaube ſtehn!

Er bleibt! — Mögen dieſe Zeilen Sie, teuerſte Freundin, an ein ehrliches, wenn auch wildes und leichtes Herz erinnern, das gewiß Ihr heiliges, zartes und treues Gefühl zu ſchätzen und zu verſtehen weiß. Bis in den Tod Ihr Freund Theodor Körner."

Auch manche andere poetiſche und proſaiſche Äußerung aus der letzten Wiener Zeit Körners und aus der kurzen Epoche ſeiner Anteilnahme an dem großen Kriege bekunden, daß das ſchöne Mädchen Eindruck auf ihn gemacht hat. Auch die Eltern des Dichters widmen der Freundin des Sohnes innige Sympathie; manche Grußworte von ihnen finden ſich in den aus Dresden geſchriebenen, an Freunde in der Reſidenz gerichteten Briefen des Ehepaares; als Körners nach Berlin übergeſiedelt waren, ſtanden ſie mit Marianne im freundſchaftlichen Verkehr. Von 1815 an lebte Marianne in Frankfurt bei ihrer Schweſter, der ſchon erwähnten Frau Herz; ſpäter, wohl nach der Verheiratung ihrer Schweſter Julie mit dem Dr. Heyſe, dauernd in Berlin. In Frankfurt war ſie mit einer Berlinerin zuſammengetroffen, die, obgleich einer früheren Generation angehörig, ihr wohl ſchon früher bekannt geworden war, mit Dorothea Schlegel. Außer gemeinſamen äſthetiſchen Intereſſen wurden die beiden Frauen geeint durch lebhafte religiöſe Empfindungen. Marianne war, im Jahre 1818, gewiß mit Rückſicht auf ihren bereits mehrfach genannten Verlobten, zum Katholizismus übergetreten. Dieſer Über-

tritt war aber bei ihr wie bei der Freundin Dorothea keineswegs etwas Äußerliches, sondern entsprach einem starken inneren Bedürfnis. Zeugnis dafür gibt Mariannes Wirken für ein katholisches Waisenhaus in Berlin. Darüber schrieb Dorothea Schlegel an ihren Sohn aus erster Ehe, den Maler Johann Veit, am 1. August 1838: „Diese auserwählte Seele (Marianne Saaling) wirkt nach allen Kräften zur Ehre Gottes für Kranke und Arme, und steht mit an der Spitze des Vereins für das katholische Waisenhaus; dieser und die ausdrückliche Erlaubnis der Regierung dazu ist als eine Wunderwirkung der Begebenheiten unserer Zeit zu betrachten; es hat bis jetzt noch nie ein katholisches Waisenhaus in Berlin stattgefunden." Für die Intimität zwischen Dorothea und Marianne gibt es aber auch sonst Zeugnisse genug: unter den Reliquien der letzteren befindet sich ein Blatt von Friedrich Schlegels Grabe, das Dorothea der Freundin geschickt, ferner manche Bücher mit Widmungen von Friedrich und Dorothea. In einem Exemplar von Thomas a Kempis' „Nachfolge Christi" hat Dorothea, Frankfurt, 11. April 1818, folgendes eingeschrieben: „Arbeiten, als sollten wir Jahrhunderte leben, beten, als müßten wir heute noch sterben."

Eines der letzterwähnten Zeugnisse führt uns schon in die Zeit, in der die sogenannte weltliche Periode in Mariannes Leben zu Ende war. Denn der größte Teil ihres Lebens war der Pflege der Kranken und der Sorge für die Unmündigen geweiht. Auf diese Tätigkeit bezieht sich auch ihr Wahlspruch, den ich gleichfalls dem jahrelang um sie bemühten treuen ärztlichen Berater verdanke: „Bei Armen bin ich reich, bei Kranken gesund geworden, bei Sterbenden habe ich leben gelernt."

Diese den eigentlichen Freuden der Welt abgewandte Periode, in der auch körperliche Leiden und wenn auch

nicht gerade Not, so doch Beschränktheit der materiellen Mittel dazukam, um Marianne die Schwere des Lebens kennen zu lehren, schien im Jahre 1834 ein Ende zu finden. In jenes Jahr nämlich fällt ihre Verlobung mit Varnhagen von Ense, von der dieser in seinen Denkwürdigkeiten Band 6 so ausführlich berichtet. Hier soll nur kurz folgendes angedeutet werden.

Marianne gehörte zu den Kreisen, in denen auch Rahel lebte und verkehrte. Rahel hatte sie geschätzt, ohne zur Intimität mit ihr zu gelangen. Varnhagen war sie seit seiner ersten Berliner Zeit 1803/4 bekannt. Aber sie wurde erst nach Rahels Tode seine Freundin, und erregte teils durch ein Bekenntnis ihrer vielen körperlichen Leiden, teils durch das Geständnis ihrer Mittellosigkeit, vor allem durch ihre immer noch große Schönheit Varnhagens Interesse, ja Leidenschaft. Varnhagen besuchte sie oft und hat von ihrer Umgebung ein hübsches Bild entworfen, in dem es unter anderem heißt: „Alles, was an ihr und um sie war, zeugte von Ordnung, Feinheit und Thätigkeit. Schon der Anblick ihres Zimmers gewährte durchaus die behaglichste Befriedigung. Alles schien an seinem Platz, in seinem richtigen Verhältniß, alles reich geschmückt, auserlesen, und war doch nur die einfachste Umgebung alltäglicher Dinge. Marianne hatte von jeher die glückliche Eigenschaft, daß ihre Anwesenheit den Raum, in dem sie sich befand, gleichsam hell machte, wie etwa, wohin man ihn auch stelle, ein prächtiger Rosenstock dies thut.“ Es kam zwischen beiden, die sich nicht nur in der Wohnung ihres Schwagers Heyse und im Krankenzimmer Mariannes häufig sahen, sondern auch in Gesellschaften viel zusammentrafen, und die von guten Freunden viel eher verlobt gesagt wurden, als sie es wirklich waren, zu vertraulichen Eröffnungen. Diese

Eröffnungen führten im April 1834 zur wirklichen Verlobung. Der Tag zur ehelichen Verbindung war bereits festgesetzt, da löste Marianne das Verlöbnis auf. Die Gründe, die sie zu diesem Schritte führten, sind trotz der langatmigen Schilderung Varnhagens, in der auch die vertrautesten Briefe beider personae dramatis abgedruckt sind, nicht recht klar; Tatsache ist, daß die Fünfzigjährige sich nicht in der Lage sah, zu einem beglückten Ehebunde zu schreiten.

Aus jener Zeit besitzen wir folgende Äußerung der Karoline Pichler, der ehemals viel gelesenen und sehr gerühmten Romanschriftstellerin, an Dorothea Schlegel, Wien, 9. April 1836: „Marianne Saaling ist eines der Wesen, zu welchen ich mich vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an mit innigem Wohlgefallen gezogen fühlte und sie nie ohne lebhafte Freude nach den vielen Zwischenräumen wiedergesehen habe. In früherer Zeit, wo ich in dem Arnsteinschen Hause und jenem ganzen Kreise einheimischer war, ward mir auch das Vergnügen, Frl. Saaling zu sehen, öfter zutheil."

Nach jenen stürmischen Tagen des Verlöbnisses und seiner Auflösung hatte sich Marianne völlig zur inneren Ruhe gerettet nnd jene Abgeklärtheit gewonnen, die nur das Resultat eines, wenn auch schweren, so doch glücklich bestandenen Kampfes ist. Sie lebte in äußerer Ruhe und innerem Frieden, zwar von manchen Gebrechen geplagt, aber tätig und beglückt bis zu ihrem Ende 1868. „Sie gehört zu jenen wahrhaft wohltätigen und edlen Frauen, die, ohne allen Ehrgeiz, ohne das Streben, Ruhm zu erlangen, nur durch das wirken, was sie sind, die aus manchen Stürmen ihr edleres Selbst retten uud, frei von allem falschen Schimmer, der doch nur kurze Zeit bleiben

kann, durch die volle Harmonie ihres Wesens die Mitlebenden erquicken und den Nachgeborenen wie ein Stern aus dunkler Vergangenheit herüberleuchten."

So ausführlich, wie eben geschehen, durfte von Marianne Saaling geredet werden, weil sie die eigentliche Hauptperson ist, über die Börne berichtet. Zuerst schwärmt er, dann lästert er ein wenig, zuletzt wird er ganz abweisend, aber immer macht er ein sorgfältiges Studium aus dieser merkwürdigen Frau, deren Liebreiz, deren bewußte oder unbewußte Koketterie, deren anmutiges Geplauder und deren gesellschaftliche Stellung es ihm angetan hatten. Börne kam, wie man aus den späteren Briefen sieht, von dem günstigen, ja enthusiastischen Urteile zurück, das er in der ersten Zeit formuliert hatte. Noch entschiedener spricht er sich gegen Marianne in einem ungedruckten, gleichfalls an Frau Wohl gerichteten Briefe aus Kassel aus, 8. Mai. Er bekennt, seit seiner Entfernung aus Berlin nie an sie gedacht zu haben, und faßt dann nach sehr heftigen Bemerkungen seine Meinung in die Worte zusammen: „Sie ist wie ein Kotzebuesches Schauspiel, das unterhalten, das bis zu Thränen rühren kann, selbst mich, aber die Kritik hält es nicht aus."

Nicht mit derselben Ausführlichkeit können die übrigen Persönlichkeiten, die in den nachfolgenden Briefen auftreten, geschildert werden. Bei vielen ist dies nicht nötig, weil sie dem gebildeten Publikum so bekannt sind, daß ihre Namen nur genannt zu werden brauchen, um jedem vertraut zu sein. Zu ihnen gehört der große Bildhauer Rauch, Alexander von Humboldt, der geniale Naturforscher, der bestrickende und doch oft verletzende Plauderer; die Mitglieder der Mendelssohnschen Familie, die uns in S. Hensels weit verbreitetem Buche so leibhaftig entgegentreten, namentlich der frühreife Felix Mendelssohn-Bartholdy, dessen Manneszeit seine geniale Knabenepoche nicht Lügen strafte.

Andere Persönlichkeiten werden in den nachfolgenden Briefen drastisch genug geschildert, wie Eduard Gans, der hochbedeutende Jurist, Politiker und Philosoph, dessen tiefgründige juristische Darlegungen und dessen fein zugespitzte feuilletonistische Plaudereien freilich bedeutsamer sind als die durch Börne hervorgehobenen Unmanierlichkeiten und Härten seines Wesens. Gleichfalls nicht sehr gut kommen in Börnes Schilderungen die schon oben kurz genannten Varnhagen von Ense und seine Gattin Rahel Levin weg. Gewiß wird das Wesen der hochbedeutenden Frau von Börne nicht recht erkannt. Darin hat er wohl recht, daß Varnhagen die liberalen Allüren seiner früheren Zeit damals aufzugeben willens war, daß er, der Ehrgeizige, der noch nicht darauf verzichtet hatte, eine diplomatische Rolle zu spielen, damals das Höflingsgewand anzog, und daß er in dem Streben, in den aristokratischen Kreisen etwas zu gelten, durch Rahel bestärkt wurde. Aber der geistigen Kraft, die von Rahel ausging, und die sich in jedem ihrer Worte ausprägt, wird Börne, der es mit ihr und ihrem Gatten durch eine alsbald zu besprechende Schrift verdorben hatte, nicht gerecht.

Einer der wahrhaft großen damaligen Berliner, der Theologe F. D. E. Schleiermacher, wird von Börne nur ganz gelegentlich erwähnt. Unser Briefschreiber vermied ihn absichtlich, weil er ihn von seiner Hallenser Zeit her in unangenehmer Erinnerung hatte. Schleiermacher, der intime Freund von Henriette Herz, hatte den in diese schöne Frau verliebten Jüngling sehr von oben herab behandelt und im Gegensatz zu der in dieser Hinsicht schärfer blickenden Freundin die Bedeutung des noch halb dem Knabenalter angehörenden Studenten nicht zu erkennen vermocht; nun, da auch dieser zu Ehre und Ansehen gekommen war, wollte er die Beachtung nicht erzwingen, die

ihm freiwillig nicht geboten worden. (Näheres über das Verhältnis Börnes zu Schleiermacher vergleiche in der Einleitung meines schon erwähnten Büchleins „Briefwechsel zwischen Börne und Henriette Herz.“)

Über die meisten anderen, recht zahlreichen Menschen — mitunter nur Augenblicksberühmtheiten —, die in den Briefen erwähnt werden, erteilen die Anmerkungen Auskunft; nur von einem häufiger genannten Ehepaar und von einigen meist jüngeren Schriftstellern seien hier noch einige Worte hinzugefügt.

Das Ehepaar ist Ludwig Robert und seine Frau Friderike geborene Braun. Ihre Schönheit wird von allen Zeitgenossen gerühmt; über ihre Sittlichkeit sind die Stimmen geteilt. Ich habe in den Briefen der Therese Huber, einer zwar von Klatschsucht nicht ganz freien, aber durchaus nicht bösartigen Frau, manche recht anzügliche Bemerkungen über Friderike Braun gelesen, will aber derartige Schilderungen hier nicht mitteilen. Statt ihrer möge eine unbekannte Stelle aus einem ganz verschollenen Buche folgen. Theodor von Kobbe schreibt nämlich in den „Humoristischen Erinnerungen aus meinem akademischen Leben“ Bremen 1840, I, 19: „Frau Robert, das schönste Weib, das meine Augen je erblickt haben. Die Ironie des Schicksals hatte diese Dame, ein würdiges Modell zu einer Madonna, in traurige, unwürdige eheliche Verhältnisse gebracht, von denen Robert sie nicht ohne große pekuniäre Opfer erlöste. Die schöne Frau wurde dadurch zum dankbaren Klärchen gegen ihren Erretter. Noch später hat mir die liebenswürdige Haizinger, ihre getreue Freundin, von der schwärmerischen Liebe erzählt, womit die Gattin Roberts an ihm hing. Ihr Herz brach mit seinen Augen, wenige Tage nachher wurde auch sie zur Erde bestattet. Von freudigen Gedanken über das Wiedersehen des liebens-

würdigen Ehepaars erfüllt, vergesse ich nie die Erschütterung, welche die Antwort einer weinenden Frau in mir hervorbrachte, die ich bei der Annäherung des Leichenzugs um den Namen des Toten befragte. ‚Es isch halt ä Engel, die Witwe vo de Herr Dichter Robert.'"

Ihr Gatte Ludwig Robert, geboren am 16. Dezember 1778, gestorben 5. Juli 1832, war ein feingebildeter Schriftsteller ohne sonderliche Produktivität. Er hatte sich auf dem Gebiete der Lyrik und dem des Dramas versucht und auf beiden Erfolge errungen. Freilich das Wort des eben angeführten von Kobbe: „es ist mir allzeit auffallend gewesen, warum die Schriften Ludwig Roberts so wenig Epoche gemacht haben und selbst jetzt so wenig genannt werden", wird von wenigen geteilt, denn Roberts Schriften besitzen zu wenig Originalität in der Auffassung und zu wenig Selbständigkeit in der Ausführung, um wirkliche Dauer zu beanspruchen; aber durch seinen Gedichtzyklus „Kämpfe der Zeit" (1815) und durch sein Trauerspiel „Die Macht der Verhältnisse" hatte er Erfolge davongetragen, die ihm eine etwas mehr als ephemere und lokale Berühmtheit verschaffen und ihn in dem Glauben bestärkten, ein Dichter zu sein. (Näheres in meinem Buche „Berlins geistiges Leben" II, S. 431—434). Gerade damals (18. März) muß sein Liederspiel „Der Waldfrevel" einiges Aufsehen in Berlin gemacht haben, wie aus einem begeisterten Huldigungsgedicht Fouqués („Vossische Zeitung" 17. April) hervorgeht.

Unter den Schriftstellern jener Zeit werden die meisten nur kurz genannt. Etwas ausführicher wird Fouqué, der Romantiker besprochen, dessen Hauptruhm als dichterischer Bearbeiter nordischer Helden- und Reckentaten einer früheren Epoche angehört. Unter den zeitgenössischen Literaten treten Willibald Alexis, Gubitz, Saphir ge-

legentlich hervor. Schon aus diesem Grunde sollen sie hier nicht ausführlich behandelt werden, vielmehr begnüge ich mich zur Ergänzung unserer Briefe, eine Stelle aus den Pariser Briefen (2. Band, 74. Brief, Häringssalat) hier mitzuteilen, obgleich in ihr gewiß die Phantasie unseres Schriftstellers die wirklichen Vorgänge stark verändert, und in der der lebhafte Haß gegen Alexis die Beurteilung früherer Zeit stark zuungunsten des Schriftstellers beeinflußte. Nebenbei mag bemerkt werden, daß Alexis, als Börne die gleich folgende Stelle niederschrieb, noch wenig geleistet hatte; seine großen märkischen Romane, die gerade in unserer Epoche ihre glänzende Wiederauferstehung feiern, gehören meist erst den vierziger Jahren an. Börnes Stelle lautet:

„Ich wohnte in der Stadt Rom. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft, morgens zwischen zehn und zwölf Uhr, und 22 bis 24 Grade, kamen Robert und Häring zu mir, schwarz gekleidet, in seidenen Strümpfen und überhaupt sehr festlich zubereitet. Ich saß gerade beim Kaffee. Börne! sagte Robert, trinken denn die Geister Kaffee? Darauf sah er Häring an und wartete auf eine günstige Recension seines Einfalls. Häring aber, der seinen Beifall für sich selbst aufsparen wollte, sprach: „Warum nicht? Im Kaffee ist Geist, schöne Geister begegnen sich, darum trinkt Börne Kaffee.“ Darauf sagte er: O Börne! Sontag! Göttlich! und fiel mir laut schluchzend um den Hals. Robert aber sprach, mit bewegter doch fester Stimme: ermannen Sie sich, Referendar: wir wollen gehen, das Volk harrt Ihrer, Börne. Wir gingen. Vor dem Hause begegnete uns ein Mann, wir blieben stehen. Häring sprach: Hofrat! Börne! Der Hofrat war erstarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! Dann ging er. Nach zehn Schritten kam wieder ein Mann. Robert sprach: Hofrat! Börne! Der Hofrat war erstarrt und rief: Börne?

Sontag — göttlich! Etwas weiter begegnete uns wieder einer. Häring ſprach: Hofrat! Börne! Der Hofrat war erſtarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! So wurde ich unter den Linden vierunddreißig Perſonen vorgeſtellt, die alle Hofräte waren. Endlich erreichten wir den Pariſer Platz. Ich hoffte, meine Leiden würden jetzt geendigt ſein; aber nein. Man ſchleppte mich dem Tiergarten zu. Unter dem Brandenburger Tore machten wir Halt. Häring blieb mir zur Seite, damit ich nicht entwiſchte; Robert aber ſtellte ſich mir gegenüber, zog ein dickes Manuſkript aus der Taſche, es waren gewiß hundert Bogen, ich zitterte wie ein Eſpenblatt, und er fing zu leſen an: „Heil Dir im Siegerkranz, Vater des Vaterlands!“ — Da ſchlug ſich Robert vor die Stirn und rief: „Ich Eſel, da habe ich den Waldfrevel ſtatt der Rede eingeſteckt!“ Schadet aber nichts, ich weiß ſie auswendig. „Edler Börne! Hier unter dieſen Pferden, die einſt die Franzoſen ſchmachvoll nach Paris geführt, die wir aber glorreich wieder zurückgebracht; hier unter dieſen Pferden, wo Jahn einem Turnjungen Ohrfeigen gegeben, weil auf die Frage: was er jetzt denke? der Junge geantwortet: er denke gar nichts, worauf Jahn geſagt: er ſolle daran denken, wie man die Pferde wieder ſchaffe; hier unter dieſen Pferden denke ich“ . . . . Lieber Robert, fiel ich ins Wort, ganz Berlin weiß, daß Sie unter Pferden ein denkendes Weſen ſind, aber . . . Doch Robert ließ ſich nicht einhalten und fuhr fort: „Hier unter dieſen heiligen Hallen, glücklich nachgebildet den Propyläen in Athen, welche eben ſo viele Talente zu erbauen gekoſtet, als Sie beſitzen, nämlich tauſend und zwölf; hier unter dieſen ſchönen Talenten — ich wollte ſagen Propyläen — wo einſt die verdienten Männer des Altertums auf Koſten unſeres geliebten Königs verpflegt worden, freie Koſt, Wohnung, Heizung und Wäſche

hatten, täglich eine Flasche Champagner und monatlich hundert Thaler Taschengeld“ .... Der Referendar fiel hier dem Robert ins Wort und sagte: Lieber Robert, Sie faseln. Sie verwechseln Propyläen mit Prytaneen. Robert aber erwiderte ärgerlich: Prytaneen oder Propyläen, das ist mir alles eins. Er wollte fortfahren, ich aber, halb tot vor Hunger und Durst, raffte alle meine Kraft zusammen und sprach: „Lieber Robert! In den Prytaneen oder Propyläen, denn weil es Ihnen alles eins ist, ist es mir auch alles eins, bekamen die verdienten Männer des Vaterlandes, wenn sie Hunger hatten, ein Gebackenes zu essen, das man Madsa nannte. Sind Sie der Meinung, daß das Wort Mazza, womit Ihre Glaubensgenossen das ungesäuerte Brot bezeichnen, das sie an ihrem Passah essen, mit jenem griechischen Madsa verwandt sei? Ich bin nicht der Meinung, sondern ich stimme mit der des berühmten seligen Wolf überein, der in seinen Prolegomenen zum Homer gezeigt, daß das griechische Madsa nichts anderes gewesen als ein Berliner Pfannkuchen. Ach, lieber Robert! Ach, teurer Alexis! wie glücklich wäre ich, wenn ich jetzt ein Dutzend Pfannkuchen hätte! Aber wohlverstanden, von den guten in der Jägerstraße, mit einer Zuckerglasur und mit Aprikosen gefüllt.“ Robert, an den Rest seiner Rede denkend, sagte schmerzlich lächelnd: Herr, dein Wille geschehe! Sie führten mich zurück. Bald kam ein Mann, wir blieben stehen und Häring sagte: Justizrat! Börne! Der Justizrat erstarrte und sagte: Börne? Sontag — göttlich! Das wiederholte sich alle zehn Schritte, bis unter die Stechbahn. Dieses Mal aber waren es lauter Justizräte. Endlich traten wir bei Josti ein und dort wurde ich im Namen der preußischen Monarchie vor deren Stellvertretern mit Pfannkuchen, Schokolade und Madeira bewirtet. Häring überreichte mir den ersten Pfannkuchen

auf silbernem Teller und sprach: Börne! dieser Pfannkuchen ist ein Bild Ihrer schönen Seele! Derüber mußte ich aber in ein so unbändiges Lachen ausbrechen, daß ich die Schokolade umstieß, die herabfloß und mir ein ganz neues schwarzes Kleid zu Grunde richtete, das mir am nämlichen Morgen erst der Schneider gebracht hatte."

Das journalistische Treiben war damals in Berlin ziemlich lebhaft. Ein heftig geführter Kampf für und wider das Theater beschäftigte die Gemüter. Holtei gab eine theatralische Monatsschrift heraus, Saphir beleuchtete Literatur, lokales Leben und Theater in der „Schnellpost" und in dem „Courier". So vielen Beifall er auch mit diesen täglich erscheinenden kleinen Blättern bei dem großen Publikum fand, so verdarb er es durch seine schonungslose Kritik und durch seine persönlichen gehässigen Ausfälle mit vielen Berliner Schriftstellern. Gegen seine erfolgreichen Tagesblätter richtete sich ein Konkurrenzunternehmen, die „Estafette", die indessen ihre Vorgängerin an Langlebigkeit nicht einmal erreichte, geschweige überdauerte. Auch sonst kam es zwischen Saphir und einigen Bühnendichtern zu sehr lebhaften literarischen Scharmützeln; jene gründeten gerade in der Zeit von Börnes Berliner Aufenthalt einen Verein, aus dem sie Saphir ausschlossen; dieser rächte sich durch eine heftige Satire, die Angegriffenen blieben die Antwort nicht schuldig, und so kam es zu literarischen Schlachten, deren Anfänge Börne noch mit anzuschauen vermochte. (Über alle diese Dinge habe ich ausführlich in „Berlins geistigem Leben" II, 511—524 gehandelt; ich darf wohl darauf verweisen, ohne das einzelne zu wiederholen.)

Der Schriftsteller nun, der in diesen Kreis von Journalisten und Poeten eintrat, stand damals noch keines-

wegs auf der Höhe seines Ruhmes. Wer heute von Börnes großartigem Einfluß auf die deutsche Jugend spricht, hat hauptsächlich seine Pariser Briefe im Auge, die 1831 zu erscheinen begannen, und die, wie sie durch die französische Revolution hervorgerufen wurden, auch ihrerseits eine Umwälzung im literarischen Geschmack erzeugten. Und wer von den Neueren ihn zu den Toten wirft und, statt ihm als Verstorbenen Gutes nachzusagen, noch Zornreden in das Grab hineinruft, nimmt wiederum die Pariser Briefe als Anlaß zu seinem Verdammungsurteil, weil er in ihnen, freilich durchaus unrichtig, eine Beschimpfung Deutschlands und eine Verherrlichung Frankreichs erblickt.

Der Börne des Jahres 1828 war noch nicht in erster Linie Politiker. Freilich, wenn in den folgenden Briefen überaus selten politische Nachrichten vorkommen, so darf man sie nicht aus dem Mangel an politischem Interesse erklären, sondern dürfte das Schweigen eher der Furcht vor Öffnung der Briefe zuschreiben; denn es kommt wenigstens einmal ein Jubelruf vor, daß seitens der Fürsten so viel Torheiten geschehen, die der Sache der Freiheit zu dienen vermöchten. Auch manche Anspielung auf Preußen bezeugt, mit welcher Aufmerksamkeit Börne die Vorgänge des Tages beobachtete.

Wäre er ausschließlich politischer Schriftsteller gewesen, so würde er gerade in der preußischen Residenz verhältnismäßig wenig Teilnahme gefunden haben, denn Berlin war vor 1830 keine vorwiegend politische Stadt; das Interesse für öffentliche Angelegenheiten war vielmehr eingeschlummert bei der bekannten Aussichtslosigkeit liberaler Ideen. Aber Börne vermochte selbst in Berlin Aufsehen zu machen, weil er, um durch einseitige Behandlung öffentlicher Angelegenheit nicht zu ermüden, seine Bemerkungen über solche Dinge

in Abhandlungen der verschiedensten Art, in Skizzen, selbst in Theaterkritiken einzuschmuggeln verstand.

Er galt, da er nach Berlin kam, als hervorragender Schriftsteller. Zwar eine Sammlung seiner Schriften war bisher noch nicht erschienen. Aber durch seine Zeitschrift „Die Wage", die auch in Norddeutschland verbreitet war, durch seine zahlreichen Beiträge zu Frankfurter Zeitungen, vor allem zu dem bei Cotta erscheinenden „Morgenblatt" hatte er außerordentliches Aufsehen hervorgerufen. Zunächst wohl auch durch die Überraschung, die er vermöge seiner Art zu schreiben erregte. So ist seine „Monographie der deutschen Postschnecke. Beiträge zur Naturgeschichte der Mollusken und Testaceen" keineswegs bloß, wie es nach dem Titel den Anschein hat, eine naturwissenschaftliche Abhandlung oder, wie man aus dem Inhalt vermuten möchte, die Schilderung einer Postfahrt von Frankfurt nach Stuttgart, in der u. a. eine recht amüsante Selbstironie, eine witzige Zeichnung einzelner Reisetypen, z. B. eines von Memel nach Triest reisenden jungen Ehepaars, das infolge der langen Fahrt die Hoffnung hatte, ans Reiseziel einen neuen Weltbürger mitzubringen, sodann eines Turners und einer Französin vorkommen, sondern ist eine Satire gegen die öffentlichen Zustände. Es finden sich darin überaus boshafte Bemerkungen gegen Beamtenwillkür, gegen die Zerrissenheit Deutschlands, gegen den übertriebenen Teutonismus, sowohl dessen äußerliche Unarten als dessen innerliche Unberechtigkeit.

Gerade diese Art, Politik vorzubringen, lockte, aber auch sein Standpunkt selbst konnte in Berlin Freunde gewinnen. Denn in seiner politischen Anschauung im allgemeinen war Börne von einem ziemlichem Optimismus zu den leitenden Kreisen erfüllt; erst allmählich wurde er,

hauptsächlich infolge der Reaktion und beeinflußt durch die französischen Ideen, zu einem Widersacher der Fürstengewalt. Das Radikal-demokratisch-republikanische bildete sich doch zumeist infolge der französischen Revolution von 1830 aus. Vor dieser Erhebung war er nur ein lebhafter Gegner Österreichs als des Führers im Kampfe gegen alle freiheitlichen Ideen, der Kleinstaaten, dieser Karikatur der Fürstengewalt, aber durchaus kein unbedingter Feind Preußens, dem er vielmehr 1813 und auch noch später die Führerrolle in der deutschen Bewegung und eine entscheidende Bedeutung für das Geschick der Nationen überhaupt zusprach.

Wie solche Äußerungen dem geistreichen Mann in Berlin Terrain eroberten, so mußte namentlich sein Auftreten gegen das willkürliche, rücksichtslose Verfahren der Polizei und sein unermüdlicher Kampf gegen die Zensur dort ein bereites Echo finden; denn durch solche Schilderungen berührte er Leiden, die auch Berliner Autoren am eigenen Leibe erfuhren, und stellte sie doch in neuer, unterhaltender Manier dar, zugleich in einer solchen, der man anmerkt, daß sie nur die innere Erregung verdecken, den starken Zorn dämpfen sollte.

Ein noch stärkeres Echo fand er durch seine scheinbar übertriebene und doch wahre Schilderung von Verschwörungen und durch die trotz des scheinbar humoristischen Tones ernste und gewaltige Beschreibung seiner eigenen Gefangenschaft: war es doch die Zeit, in der auch in Preußen die Regierung überall Verschwörungen witterte, mit unerhörter Grausamkeit gerade die Vertreter der Intelligenz, junge und alte Männer ins Gefängnis schleppte, eine Haft, die für viele einen keineswegs so harmlosen Ausgang hatte wie für Börne.

Was der Publizist von Deutschland erzählte, gewann

schon bekannten Dingen unbekannte Seiten ab; seine Pariser Skizzen dagegen (1821 ff.) führten in eine unbekannte Welt. Freilich hatten schon während der Zeit der großen Revolution manche deutsche Autoren, angelockt durch die gewaltige Umwälzung im Nachbarreiche, die auch ihrem Vaterlande große Veränderungen zu verkünden schien, Frankreich besucht und über Frankreich geschrieben, aber das eigentliche Pariser Feuilleton, sowohl das in der Originalsprache geschriebene als das nachgeahmte, war in Deutschland so gut wie unbekannt. Börnes Pariser Skizzen begründeten in Deutschland die vornehmere Journalistik. Sie führten über den Rhein die bei uns für unnachahmlich gehaltene französische Kunst des Plauderns, sie lehrten über das Nichtige zu berichten mit Anmut und Witz, sie gewöhnten das Auge daran, unbedeutende Vorgänge zu sehen und das Kleine scharf zu beobachten, woran man früher vorbeigehuscht war, und das durch weit ausgesponnene Perioden oder durch hochtönende Deklamationen verbildete Ohr epigrammatisch zugespitzten und doch wohlgefügten Sätzen zu lauschen.

Es ist völlig ungereimt, in diesem Stil, wie man es häufig getan hat, etwas Jüdisches erkennen zu wollen, denn Börnes hebräisch-jüdische Bildung war außerordentlich gering, und von deutschen Schriftstellern jüdischen Glaubens, deren es vor Börne sehr wenige gab, z. B. von Bendavid, hatte er sich, da sie ihm unsympathisch waren, abgewandt. Wenn man bei ihm von Mustern sprechen kann, denen er nachahmte, von Schriftstellern, bei denen er in die Schule ging, ohne sein eigenes aufzugeben, so waren es Lessing, Jean Paul, Tacitus. Wenn die Zeitgenossen und die Späteren eine Verwandtschaft zwischen ihm und den Engländern zu sehen meinten, wenn die Berliner ihn geradezu den deutschen Fielding nannten, so schrieben sie

ihm eine Kenntnis zu, die er nicht besaß, und sahen in zufälliger Ähnlichkeit eine bewußte Absicht.

Außer dem Witz, der scharfen Beobachtung, der glänzenden und trotz aller Verwandtschaft mit bekannten Meistern eigenartigen Diktion war es die starke Persönlichkeit, die sich in allen seinen Schriften kundgab. Nicht etwa, daß er eigene Erlebnisse ungebührlich vordrängte, noch weniger, daß sein Haß gegen Einrichtungen und Systeme bestimmt war durch Zurücksetzungen, die er persönlich erlitten hatte; vielmehr spottete er häufig genug mit heiterer Selbstironie über sich und trat mit wuchtiger Energie gegen seine Glaubensgenossen, die Juden, auf, wenn er auch lebhaft für die Gewährung von Freiheiten kämpfte, die ihnen gebührten und doch vorenthalten wurden. Darin vielmehr gab sich seine Persönlichkeit kund, daß er alles mit eigenen Augen zu sehen suchte, sich an keine Autorität band, und daß er, der strenge Kritiker und große Satiriker, aus der Fülle seines Gemütes mit den Glücklichen jubelte und aus den unerschöpflichen Quellen seines Mitleids Trost für die Unglücklichen hervorholte.

Ganz besondere Anerkennung fand Börne aber durch seine Aufsätze über Kunst und Literatur. Ein Dichter war er nicht. Die wenigen Verse, die von ihm erhalten sind — auch ein größeres, den nachfolgenden Briefen angereihtes Gedicht — überraschen geradezu durch die ungewandte, schülerhafte Behandlung des Metrums. Auch seine novellistischen Versuche entbehren der reinen Kunstform infolge der Hineinziehung der Politik, oder sie erheben sich, wie „Der Janustempel", kaum über eine niedliche Humoreske oder sind, wie „Der Roman", mehr Problemskizzen und Thesenstücke als wirkliche Erzählungen. Bedeutsam bleiben sie, wenn sie damit auch nicht auf die Höhe der reinen Dichtung erhoben werden, dadurch, daß sie nicht von bloßer

Laune diktiert oder durch Phantasie erzeugt, sondern entstanden sind durch wirkliche Erlebnisse, daß sie ihren Ausgangspunkt nehmen von Erfahrungen anderer und innige Herzenstöne des Autors vernehmen lassen.

Diesen Kunst- und Literaturaufsätzen sind die Theaterkritiken zuzurechnen, durch die Börne sich in seiner Vaterstadt und weit über deren Mauern hinaus viele Freunde gewann. Doch machte er sich Dichter und Schauspieler zu Feinden, so daß er, auch im Wesen seiner Dramaturgie Lessing nicht unähnlich, nach dem Beispiel seines großen Vorgängers die Theaterkritiken bald aufgab, weil die Unannehmlichkeiten, die er von dem Schauspielervölkchen erfuhr, ihm das Handwerk verleideten. Über diese Kritiken hat ein „Mann vom Bau", der feinsinnige Alfred Klaar, sich in folgenden Sätzen ausgesprochen: „Mit großem Scharfsinn zergliederte Börne die Komposition, mit feinstem Gefühle unterschied er die Naturlaute von der angenommenen theatralischen Sprache, mit tief eindringendem Urteile schärfte er den Blick für das Wesen des poetischen Stils, für sprachlogische Fehler, für verwirrende Gleichnisse, für hohlen Schwulst und abgeschmackte Seichtheit. In seinen vernichtenden Kritiken über Houwald besiegelte er das Schicksal der veräußerlichten und verkleinlichten Schicksalstragödie. In seinen kurzen Satiren über die Philisterlustspiele seiner Tage brachte er die Enge des Lebens und die Schwächen der Kunst zugleich zum Bewußtsein. Er hatte ein offenes Auge für Kraft und originale Feinheit und gehörte zu den ersten, die dem jungen Grillparzer und dem auferstehenden Heinrich von Kleist den Lorbeer reichten. Seine Analysen bedeutender Konflikte und Charaktere, wie der Gestalten in Grillparzers ‚Sappho', dringen in alle Tiefen der Motivierung ein. In der Art, wie er, die Handlung nachprüfend, die innere Be-

rechtigung jeder Wendung an den dargestellten Individualitäten zu erkennen sucht, nimmt er die Richtung des Charakterdramas, das in unseren Tagen auf der lebendigen Bühne den Sieg davontragen sollte, vorweg."

Nur weniges soll dieser fast erschöpfenden Würdigung hinzugefügt werden: es ist der Hinweis darauf, daß Börne vor den Bedeutendsten sich gern beugt und einmal über Shakespeare einen Hymnus anstimmte, dessen sich kein Shakespearomane zu schämen brauchte, daß er, der Ifflands Dramen als „Zeugnisse der flachsten Flachheit, des fadesten Geschmacks" erklärte, über Kotzebue die schon damals von wenigen geteilten Worte brauchte: „Welch ein tiefer Brunnen voll klarer, frischer, erquickender Laune, welch ein wohltätiges Geschenk des Himmels." Er scheint in die brennendsten Tagesfragen einzugreifen und ganze Richtungen zu verdammen, die Jahrzehnte nach ihm entstanden oder besondere Geltung erlangten, wenn er an einer Stelle sagt: „Ein Drama aber muß ein ganzes, abgeschlossenes, lebendiges Wesen sein, das vor unseren Augen geboren wird und stirbt; das sein eigenes Herz hat, seine eigenen Glieder, das sich bewegt nach eigenem Gesetze, seinen eigenen Dunstkreis hat und die Welt nur berührt, sie als Nahrung zu erfassen." Oder wenn er an anderer Stelle fordert: „Der dramatische Dichter muß seine Rechnung mit unserer Einbildungskraft abschließen, ehe der Vorhang sinkt; er darf uns nicht als Schuldner entlassen."

Nicht minder unmodern mag er manchem einseitigen Neuerer erscheinen, wenn er sagt: „eine Krankheit (Wahnsinn) dürfe nicht Quelle des tragischen Geschicks sein", oder wenn er fast nach Schillerschem Rezept verlangt: „auf der Bühne soll der Mensch höher stehen als im Leben", oder wenn er es abweist, daß die häßliche Natur ganz

treu auf die Bühne gebracht werden dürfe und zur Bekräftigung dieser Lehre den Satz anführt: „Das ist gegen alle Erfahrung, wenigstens gegen alle schöne Erfahrung, und diese allein darf der Künstler nachbilden."

Während bei den bisher behandelten, mit großem Beifall aufgenommenen Schriften ein ganz bestimmter Anteil des allgemeinen Berliner urteilsfähigen Publikums nicht bezeugt ist, werden wir von Börne selbst von dem großen, wenn auch verschiedenartigen Interesse unterrichtet, das drei seiner Aufsätze in der preußischen Hauptstadt hervorriefen. Sie lassen sich freilich durch kurze Analysen, die allein an dieser Stelle folgen können, denen, die sie nicht kennen, nicht vorführen, sie müßten vielmehr ganz abgedruckt oder in reichlichen Proben dargeboten werden; dazu aber reicht der zur Verfügung stehende Raum nicht aus.

Die erste Schrift ist die Denkrede auf Jean Paul. Sie war in der Mittwochsgesellschaft zum öffentlichen Vortrag gebracht worden und bildete den Anlaß, daß Jean Pauls Witwe den Verfasser zu sich entbot. Gewiß ist die Rede ein Dokument edler Herzenswärme und ein wichtiges kulturhistorisches Zeugnis für die Bewunderung, die Jean Paul zu jener Zeit zuteil wurde; vielleicht der merkwürdigste Satz darin ist eine Prophezeiung, die sich freilich bisher nur teilweise erfüllt hat: er sei nicht allen gestorben, sondern nur wenigen, aber es werde eine Zeit kommen, da er allen geboren und von allen beweint werden werde. Aber trotz mancher sehr schönen Stellen ist die Rede weder eine erschöpfende Charakteristik des Wesens des eigenartigen Schriftstellers, noch ist sie überhaupt eine Rede, sondern ein mühsam erarbeiteter Aufsatz, der zufällig vorgetragen wurde, ein Aufsatz, dem manch falsches oratorisches Flickwerk angehängt ist, z. B. das unmögliche Bild: „die Stufen des Altars steigen auf und nieder".

Galt diese Rede manchen Berliner Kreisen als Musterstück oratorischer Kunst, so erschien der Aufsatz: „Henriette Sontag in Frankfurt“ (vgl. viele Stellen in den nachfolgenden Briefen) den meisten geradezu als das Werk, das mit Börnes Namen unzertrennlich verbunden war. (Vgl. auch Einleitung oben S. XXVIII ff.) Der Aufsatz ist eine Verspottung des Sontagsrummels und eine Satire gegen die Frankfurter, die Modegötzen verehrten, eine lustige Blumenlese aus den der Sängerin gewidmeten Prosahymnen und Huldigungsgedichten. Und doch erkennt man aus dieser scheinbar ohne Kunst und doch mit Meisterschaft hingeschriebenen Sätzen, daß hinter dem Schalk der wahrhaft Begeisterte hervorguckt, und daß der Satiriker spottet, um seinen eigenen Begeisterungstaumel zu verbergen.

Jeder Literatur- und Kunstfreund konnte an den zwei eben behandelten Schriften Börnes Genuß finden; nur für den Liebhaber ernsterer Betrachtungen war die Streitschrift: „Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, herausgegeben von der Sozietät für wissenschaftliche Kritik in Berlin“ geschrieben. Sie war es, die ihm die Ungunst Rahels zuzog, die ihm ehedem sehr bewundert hatte, und die ihm den Zutritt zu den Kreisen Hegels verschloß, wenn auch einer von dessen Getreuesten, Eduard Gans, sich nicht von dem Berliner Gast abwandte. Börne tadelte in diesem Aufsatz das äußerlich Unschöne, Anmutslose deutscher Gelehrten und deutscher Gelehrsamkeit, die Unfähigkeit ernster Schriftsteller, das große gebildete Publikum verständlich und verständnisvoll zu unterrichten; er mißbilligt, daß die Kritiker sich in eine Gesellschaft zusammengetan hätten, weil er der Meinung ist, daß von gelehrten Gesellschaften nie etwas Gescheites ausgegangen sei. Er spottet, daß die neue Sozietät ihre Statuten nicht mitteile und dadurch die auswärtigen Mit-

glieder zu dienenden Brüdern mache. Er spricht der neuen Gesellschaft das Recht ab, darüber zu urteilen, welche Schriften wirklich eine Stelle in der Geschichte der Wissenschaften einnehmen. Er findet es empörend, daß nur solche Kritiken aufgenommen werden sollen, welche die Genehmigung der betreffenden Klasse erhalten haben, und betrachtet es als einen Zwang ohnegleichen, obgleich er einen solchen Zwang stets freiwillig geübt habe, daß jeder Kritiker seine Anzeige mit seinem Namen zeichnen müsse. Endlich macht er sich lustig über die Ausdrücke, daß der Ton der Kritiken „gehalten" und der „Würde der Wissenschaft entsprechend" sein solle. Die kleine Schrift ist ein witziges Pamphlet eines freien Schriftstellers, die an und für sich vernünftige Bedenken stark, wenn auch geistreich, übertreibt. Glücklicherweise hinderte sie nicht das Erscheinen des neuen Organs, das, wenn es auch keine neue Ära der Kritik schuf, doch belehrend und aufmunternd wirkte.

Börne unternahm seine Reise nach Berlin weder aus dem politisch-geschichtlichen Bedürfnis, die Hauptstadt Preußens zu sehen, noch aus dem sentimentalen Gefühl heraus, nach Ablauf eines Vierteljahrhunderts die Stätte wieder zu betreten, wo er einst zitternd vor Leidenschaft gestanden hatte. Vielmehr war der Zweck seiner Reise teils der Wandertrieb, der ihn häufig im Frühjahr ergriff, teils der praktische Beweggrund, einen Verleger zu suchen. Er hatte zwar mit Cotta ganz angenehme Verbindungen, fand aber bei ihm keine Begeisterung, eine Sammlung seiner Schriften zu veranstalten. Im wesentlichen hatte er Campe in Hamburg im Auge, der schon Heines Verleger war und um den die jüngeren Dichter sich zu sammeln begannen. An einen bestimmten Berliner Verleger Hitzig dachte Börne nicht mit großem Ernst, teils, weil dieser

kein großer, opferfreudiger Buchhändler war, teils, weil dessen Idee, Sammlung von Subskribenten, ihm nicht gefiel, teils, weil die preußische Zensur gewiß recht unliebsame Striche in dem Manuskript vorgenommen haben würde; darum nimmt der Bericht über die Verhandlungen mit dem Genannten keinen sehr breiten Raum ein. Aus dem Besuch Hamburgs wurde aber damals nichts. Nicht nur, weil das Wetter zu schlecht war für den Besuch der nordischen Hauptstadt, sondern vornehmlich, weil Börne zu große Sehnsucht nach der Freundin empfand, für die unsere Briefe bestimmt sind.

Diese Berichte nun sind keine Kunst- und noch weniger eine Lokalkritik. Der Reisende betrachtet freilich einige Sehenswürdigkeiten: Museen, das Rauchsche Denkmal der Königin Luise — seine selbständigen und sehr feinen Bemerkungen darüber benötigen keines großen Kommentars —, er geht manchmal, aber viel seltener als man es bei einem, der lange Zeit als Theaterreferent tätig war, erwarten sollte, ins Schauspiel- und Opernhaus, aber es ist ganz besonders auffällig, daß er, der in Paris das Theater so gern besuchte und häufig darüber schrieb, das in Berlin durch viele Wochen hindurch stattfindende französische Schauspiel niemals erwähnte. Auch an manchen Konzerten nahm er teil, obgleich er sich gelegentlich unmusikalisch nannte. Über alles dies, soweit es von ihm angedeutet wird, enthalten die Anmerkungen nähere Angaben; das von ihm etwa nicht Erwähnte soll keineswegs einzeln aufgezählt werden; einige Notizen sind gleichfalls in den Anmerkungen bei Gelegenheit Boscos gemacht, von dem sich Börne in einem Wirtshaus lächerlich genug düpieren ließ.

Was Börne in Berlin suchte, waren: neue Eindrücke, gemütliches Hinschlendern, Studium von Menschen. Aber

auch hierbei ließ er den Zufall walten, drängte sich nicht zu den Vornehmen; gar manche interessante Menschen, die er hätte treffen können, wenn er sich Mühe gegeben, blieben ihm durch eigene Schuld unbekannt. Die wichtigeren unter den Männern und Frauen, mit denen er in nähere Beziehung trat, sind schon oben genannt und charakterisiert; hier kommt es nur darauf an, ein Wort darüber zu sagen, *wie* er über die Menschen sprach. Dabei muß man zunächst immer bedenken, daß diese Briefe nicht ursprünglich für den Druck bestimmt waren. Man könnte sie höchstens Vorstudien zu einem künftigen Buche oder zu einer Reihe von Aufsätzen nennen; denn ein Schriftsteller von der Art unseres Briefschreibers, der weder Dichter noch Gelehrter, sondern Literat war, der den Anlaß zu allem, was er schrieb, aus dem entnahm, was er gerade sah, erfuhr oder las, ging fast unwillkürlich an alles Neue mit dem Begehren heran, etwas zu finden, das sich zur Veröffentlichung eignete. Daß Börne diese Briefe als Material für eine künftige Bearbeitung betrachtete, geht überdies daraus hervor, daß er der Adressatin auftrug, ihm bei ihrem Zusammentreffen die Berliner Briefe mitzubringen, weil er willens sei, über Berlin zu schreiben. Trotzdem sollen die schnell hingeworfenen, oft noch spät abends verfaßten Berichte in erster Linie für die geliebte Frau bestimmt sein und nehmen daher auf ihr Interesse hauptsächlich Rücksicht: daher stammt wohl die Bevorzugung des Berichtens über Personen und auch die das Detail hervorkehrende, ein bischen klatschsüchtige Art, in der von Männern, hauptsächlich von Frauen gesprochen wurde.

Trotz der eben hervorgehobenen Tendenz der Briefe und trotz ihres mitunter kleinlichen Charakters halte ich sie für so witzig und eigenartig, für einen so wichtigen Beitrag zur Erkenntnis von Börnes Charakter, ferner für

eine gleichermaßen unterhaltende und belehrende Skizze über Berliner Kulturzustände, daß ich ihre Veröffentlichung für angezeigt halte. Die bisweilen hervortretende Eitelkeit des Schriftstellers, die Freude an dem Ruhm, der ihm zuteil wird, die starke Hervorhebung der ihm erteilten Lobsprüche können mir sein Bild nicht verdunkeln. Nicht die gelegentlich vorkommenden Pikanterien, nicht die kleinen Bosheiten über hervorragende Persönlichkeiten lockten mich zur Veröffentlichung, sondern die geistreiche Betrachtung einer großen Stadt und ihrer Kulturbewegung, die witzige Selbstironie, die feinen Bemerkungen über bildende Kunst, Musik, Literatur, nicht zum wenigsten aber die zahlreichen Stellen, in denen Börnes Herzensstimme ertönt. Führte jene schon mehrfach erwähnte Veröffentlichung „Börnes Briefwechsel mit Henriette Herz" in eine Jugendtorheit ein, die dem Siebzehnjährigen völlig die Ruhe raubte, ihm als ernsteste Empfindung erschien, weil sie, wie er meinte, von dem ganzen Menschen Besitz ergriffen hatte, so bekunden diese Bekenntnisse des Zweiundvierzigjährigen, wie eine herzliche und große Neigung das Gemüt des Mannes erfüllten. In ernstester Weise plant er die Schließung des Lebensbündnisses mit der geliebten Freundin: sie ist ihm, mag er auch ihre Schwächen bespötteln, ihre übertriebene Ängstlichkeit, ihr manchmal kleinliches Räsonnieren, ihre eifersüchtigen Wallungen, ihren literarischen Geschmack, mag er den Spott auch manchmal in einer uns unangemessen erscheinenden Weise ausdrücken, — sie ist ihm doch das Weib, wie er es sich wünscht, sein trauter Kamerad, seine starke und doch hingebende Freundin.

Die Veröffentlichung dieser Briefe ist mir aber nicht bloß die Ausführung eines durch zufällig mir zugekommenes Material aufgetauchten Plans, sondern sie entspringt einem inneren Bedürfnis. Mir liegt es am Herzen, Börne

wieder „lebig“ zu machen. Ich möchte dieſen vergeſſenen und verkannten Schriftſteller wieder zu Ehren bringen und den Gebildeten unter ſeinen Verächtern, indem ich ihnen die Möglichkeit verſchaffe, ihn zu erkennen, wie er war, Gelegenheit geben, ihr Urteil zu reformieren. Wenn dieſe Briefe geleſen werden, wenn die Anteilnahme an Börne neu erwacht und weitere Kreiſe erreicht, wenn ſie infolgedeſſen uns, den Adminiſtratoren des Börneſchen Nachlaſſes, die Ausführung unſeres Planes erleichtert, die erſte wirklich wiſſenſchaftliche hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe von Börnes Schriften ausgehen zu laſſen, ſo iſt ihr Zweck erfüllt.

Berlin, den 15. Juli 1905.

Ludwig Geiger.

1) Berlin Samstag d. 16. Febr. 1828.

Juten Morjen meine Liebe jute!

Ich werde Ihnen ganz lakoniſch ſchreiben müſſen. Alle Augenblicke muß ich fürchten unterbrochen zu werden, denn ich erwarte Beſuche. Sie müſſen ſich mit dieſen Zeilen begnügen ſo wenige ſie auch werden mögen. Das erſte und dringendſte Geſchäft iſt, daß ich mir eine Wohnung ſuche. Dann in den erſten Tagen ſchreibe ich Ihnen umſtändlicher. Sobald ich hier ankam (geſtern Vormittag 10 Uhr) fuhr ich auf die Poſt und holte Ihre Briefe. Sie ängſtigen ſich darin ſchon über Kälte, was wird erſt in ſpätern Briefen geklagt werden! Aber wie gut habe ich die Reiſe vertragen. Nicht den kleinſten Schnupfen habe ich davon bekommen. Auch das Umknüpftuch hat nicht gefehlt. Dazu brauchte ich die rothe Leibbinde, die mir zu ihrer eigentlichen Beſtimmung überflüſſig war. Erſt am nächſten Dienſtag ſchreibe ich Ihnen wieder, aber ausführlich, bis dann werde ich wohl in Ordnung ſeyn. Geſehen habe ich geſtern die Herz, Robert und Gans. Die erſte Frage der Herz: was macht Madame Wohl? Und als ich nach einiger Zeit weg ging, fragte ſie mich mit Verwunderung, ob denn Madame Wohl mir keine Grüße für ſie aufgetragen? Die erſte Frage der Robert: wie befindet ſich Madame Wohl? Ich glaube, daß es mir hier gefallen wird. Sei nicht böße, Mütterchen, daß der Brief ſo kurz. Ich konnte nicht anders. Ich habe ſo viel

tausend Dinge zu thun, daß ich nicht weiß wo anzufangen. Ich bin übrigens des besten Humors und war es auf der ganzen Reise. Ich ärmster habe die Nadelstiche von denen Sie schreiben nicht gefunden. Meine sind deutlicher.

B.

---

2) Berlin d. 18. Febr. 1828.

Me voilà ausgepackt und eingerichtet in meinem Privatlogis. Friederichsstr. No. 161. Ich bin gesünder als je und vergnügter als — ich wollte sagen, so vergnügt als man seyn kann ohne irgend ein Bärbelchen. Die Reise hat mir sehr wohl gethan, sie hat mir Leib und Geist gescheuert, und beide glänzen wie ein Kuchenbecken drei Tage vor Pfingsten. Und hat sie mir nicht schon in drei Deiner Briefe zwei Du's eingebracht? Kann man bessere Geschäfte machen? Ich werde manches vergessen haben, von dem was ich erzählen sollte, da ich bis jetzt in gar zu großer Verwirrung war, zerstreut durch Wohnung Suchen, durch neue Verhältnisse u. dergl. Künftig aber werde ich jeden Abend alles gleich aufschreiben, um meinem Bärbelchen vollständige und getreue Berichte zu geben. Ich will jetzt zu den verlebten Tagen zurückkehren. Als ich Freitag Vormittag hier ankam, konnte ich in dem beabsichtigten Wirthshause nicht einkehren, weil alles besetzt war, und ich stieg im Hôtel de Rome, wo ich mich bequemen mußte, ein Zimmer im dritten Stocke zu nehmen. Ich zog (m)ich gleich darauf an, und suchte die Herz auf, in der Wohnung wie sie der Adreßkalender angab. Ich stieg die zwei Treppen eines kleinen Hauses hinauf, und das sah alle so ärmlich aus, und das Dienstmädchen das mir entgegenkam, war eine so elende Sudelmagd, daß mir das Herz wie zusammengeschnürt war, als ich bedachte, in welchem Glanz ich einst

die Herz gesehen und in welcher bedrängten Lage ich sie wieder finde. Sie war nicht zu Hause. Nach einigen Stunden kam ich wieder, und da fand sich zu meiner großen Freude, daß ich irre gegangen und nicht bei der Hofräthin, sondern bei der Doktorin Herz, deren Schwester, gekommen. Ich sprach sie aber dennoch aus Artigkeit. Sie wohnt in einer Art Dachstube, und ist die Wittwe eines Arztes, der in der Provinz vor zwei Jahren gestorben. Da habe ich denn an diesen zwei Schwestern ein Beispiel gesehen, wie viel auf Verstand und festen Willen ankömmt. Beide sind Wittwen, beide alt, beide kinderlos und arm, aber während die Hofräthin sich aufrecht erhält, wie eine junge Frau in Thätigkeit und in Zerstreuungen lebt, und immer noch, wie in den Tagen ihrer Schönheit und ihres Glanzes geachtet und gesucht wird, läßt die andere den Kopf hängen und ist betrübt und verlassen. Auch habe ich bald gemerkt, daß beide Schwestern nicht harmoniren. Sie wohnten früher beisammen, trennten sich aber, wegen der Unverträglichkeit ihrer Ansichten und Lebensweisen. Darauf besuchte ich die ächte Herz, die in einer ganz andern Gegend recht hübsch wohnt. Sie hat kleine Zimmer, die sie aber durch hundert artige Flitter zu verschönen wußte. Ich wurde mit Freude und Herzlichkeit aufgenommen. Die Herz ist jezt 64 Jahre alt, aber die Spuren ihrer Schönheit erkennt man noch. Im Gehen hält sie sich aufrecht, aber wenn sie sitzt, ist sie ganz eine alte Frau. Ich habe sie in ihrem Sommer gesehen — eine Juno! und das war damals das Wort in Jedes Mund. Und jezt! Ich habe in alten, verfallenen, unbewohnten Palläſten schwehre, roth sammtne, mit Gold verbrämte Vorhänge gesehen, zerfezt und abgebleicht, — dieser Anblick schon rührte mich immer — und so ist die Herz! Sie hat das Glück sich über ihren Verfall noch zu täuschen. Ich fand sie sehr

zurückgekommen in den 9 Jahren, daß ich sie nicht gesehen; sie aber sagte mir: Sie werden mich besser aussehend finden, als damals da ich aus Italien kam. Ja wohl, antwortete ich, das Italiänische Klima war wohl Schuld, daß Sie damals so schlecht aussahen? Sie erwiederte: nein, das nicht; aber meine Reisegefährtin hatte mir so viel Verdruß gemacht, daß meine Gesundheit darunter litt. Die Herz lebt in beständiger Thätigkeit und benuzt die Viertel-Stunden als wären es Tage. Darin erscheint sie mir sehr weise und darum achtungswerth. Sie vollbringt ihre Arbeiten als wären es Vergnügungen, und behandelt ihre Vergnügungen als Geschäfte. Jeden Vormittag von 9 bis 12 Uhr unterrichtet sie die Kinder armer einst vermögender Eltern, in allen lebenden Sprachen, und zwar unentgeldlich. Sie thut dies schon seit 1813. Damals nehmlich, im Befreiungskriege, als sich die Frauen zur Krankenpflege in den Spitälern vereinigt, habe sie an dieser Wohlthätigkeit nicht theil nehmen können, weil sie ihren Abscheu gegen Kranke nicht zu überwinden vermochte; um aber nicht müßig zu bleiben, habe sie die Kinder derer, welche der Krieg in Armuth gestürzt, zu unterrichten begonnen, und so fahre sie noch immer fort. Ich besuche die H. alle Tage, weil sie es wünscht und ich es gern thue. Beim zweiten Male fand ich den Fürst [1]) bei ihr, an welchen mir Dr. Goldschm. [2]) eine Empfehlung mitgegeben. Sie lobt diesen Mann, der mit ihr verwandt ist sehr. Da kam auf meine Schriftstellerei die Rede. Als ich bemerkte, ich hätte viel Glück, sagte die Herz, ich hätte nicht weniger Verdienste. Zwar erfreue sie sich weniger an meinem Humor — (dieser ist den Frauen selten zugänglich, bemerkte ich —) aber jede sentimentale Zeile von mir mache ihr die größte Freude. Meine Rede über J. Paul [3]) habe sie entzückt. Mein Aufsatz über die Sontag [4]) hat hier Furore gemacht. Wer

mich ſpricht, erzählt mir davon, und wer ihn noch nicht geleſen, giebt ſich Mühe ihn herbeizuſchaffen. — Freitag Nachmittag ging ich zu Robert. Es iſt wahr, ſeine Frau iſt wunderſchön! Ich habe das damals in Carlsruhe gar nicht ſo bemerkt. Schon 32 Jahre alt, hätte ich ſie für eine 24jährige gehalten. Sie iſt ſehr gut, auch verſtändig, auch kokett, aber recht lieb dabei. Sie ſpielt mit ihrer Schönheit wie ein Kind mit ſeiner Puppe, und erzählt ſehr ausführlich wie ſie allen gefalle, und ſchon Duelle wegen ihr vorgefallen. Sie kramte mir ein ganzes Paket Gedichte aus, unter andern, von Oelsner in Paris[5]), von Fouqué[6]) und — — verzweifele Ungetreue! — von Deinem Hans, drei Sonette! O wie freute ich mich! Die müſſe ich haben ſagte ich — und auf der Stelle ſchrieb ſie mir ſie ſelbſt ab. Sie ſind nicht gedruckt. Ich ſchicke ſie Ihnen durch Lindenau[7]) (erinnern Sie mich nur daran) o ſüße Rache! Der Robert lebt hier jezt vergnügt wie ein Hecht im Rhein. Er ſchreibt viele Stücke fürs Theater, die ſehr gefallen. Ich traf einmal den Muſikdirektor[8]) bei ihm, mit dem er im Zimmer auf und abgehend die Einrichtung eines nächſt aufzuführenden neuen Melodramas beſprach — und mit welcher Wichtigkeit, und wie ſich die Hände reibend, und mit welchem ſtrahlenden Geſichte, und wie er in ſich hineinlächelte, und den ſüßen guten Beifall vorauskoſtete — — und da erinnerte mich wie oft ich den Spiro[9]) mit meinem Vater oder ſonſt einem, in gleicher freudiger Bewegung im Zimmer auf und abgehen ſah, eben ſo lächelnd, ſich eben ſo die Hände reibend; aber es betraf Renten — es giebt doch allerlei Narren! —

Samſtag Mittag ſpeißte ich bei Robert. Abends brachte ich der Staatsräthin Uhden[10]) den Brief ihrer Schweſter. Die Herz hatte mir vorausgeſagt, ſie werde auch da ſeyn. Als ich hinein kam, zeigte mir die Uhden eine ſchöne Dame,

die mich lächelnd begrüßte: „Die kennen Sie gewiß?“ Ich lächelte mein Nein auf gewohnte Weise. Es war Mariane Saaling. Sie sehen (es soll ein kleines S seyn) und sie lieben, das folgte so nahe auf einander, daß ich nicht die Zeit hatte, dazwischen zu athmen. Und — warum schließe ich diesen Brief nicht, und lasse ihn nicht den lezten seyn? O die Macht der Gewohnheit! ich liebe mein Bärbelchen nebenbei auch. Wie einnehmend ist diese Mariane! Wie schön erschien sie mir! Ich erinnere mich gar nicht mehr, daß es eine Zeit gab, wo ich sie nicht gekannt. Die Uhden ist eine Frau mit grauem Kopfe, aber ganz kräftig und munter. Sie hat eine wunderschöne Tochter, eine Hohengestalt, die Braut geworden kürzlich mit Hotho[11]) einem Dichter und Busenfreunde des Prof. Gans, der noch jedesmal mit ihm in Frankfurt war. O was stürmt die Uhden gegen Frankfurt, und wie lustig macht sie sich über das Volk dort. Von der Uhden gingen wir alle zur Madame Levi,[12]) die im nehmlichen Hause wohnt und deren Gesellschaftstag gerade war. Sagen Sie dem Dr. Reis,[13]) sie habe sich sehr angelegentlich nach ihm erkundigt, und zwar noch ehe ich sie von ihm gegrüßt. Sie freue sich, daß es ihm wohl gehe.

Sonntag Vormittag brachte ich der Mariane Saaling ihre Briefe. Und da sah ich sie im Sonnenlichte, und Du kannst freier athmen, Bärbelchen. Wie verblüht ist sie! Wie günstig ist die Nacht den Weibern. Den Abend vorher kam sie mir wunderschön vor! Da kamen auch ein Paar junge, garstige Professoren zum Besuche. Die Mariane plaudert sehr angenehm und man fühlt sich sehr behaglich bei ihr. Von ihr ging ich zu Julie Saaling, (Frau Dr. Heyse), die mich auch sehr herzlich empfing. Welch ein Glück hat die gemacht! Ihrem jungen Manne liegt die Bravheit unverkennbar auf dem Gesichte. Was

haben wir über Frankfurt geläſtert! Beide Schweſtern hatten ſchon mehreremal ausgerufen: wie es denn komme, daß wir 10 Jahre in Frankfurt zuſammen gelebt, und uns nicht kennen gelernt hätten! Ich murmelte: Ja, Sie haben bei Herz gewohnt. Nun, ſagte Mariane, ich kann es mir wohl erklären. Den Mittag aß ich bei Varnhagen.[14]) Was iſt mit dem und ſeiner Frau eine merkwürdige und närriſche Seelenwanderung vorgegangen! Schon als ſie das lezte Mal in Frankfurt waren habe ich das bemerkt. Eine Verlegenheit in der Unterredung, eine ängſtliche Zurückhaltung und — möchte ich ſagen — eine gewiſſe Furcht mir ins Geſicht zu ſehen. Das iſt nun alle noch viel ſchlimmer geworden. Wir drei waren allein bei Tiſche, und das waren ſo lächerlich traurige gehackte Geſpräche, das waren ſo dumme Pauſen, und im ganzen Zimmer war ein gewiſſer Schwefelgeruch, als hätte das Donnerwetter hinein geſchlagen. Er und ſie machten höchſt langweilige diplomatiſche Geſichter, nach dem Eſſen hielt die Varnhagen ihr Mittagſchläfchen, und ich blieb noch eine Stunde mit ihm allein. Hatte ſich früher die Dummheit im Schweigen gezeigt, ſo zeigte ſie ſich jezt im Reden. Ich fragte ihn ob er viel in Geſellſchaften komme, und da ſprach er mir vom Hof, von dieſem und jenem Prinzen, den er beſuche und ſprach von nichts als von Prinzen, als gäbe es ſonſt keine Menſchen in Berlin. Endlich kam das Hauptgeſpräch auf die Berliner Literaturzeitung und meine Schrift darüber.[15]) Da gerieth er nun in ſolche Heftigkeit und war ſo unanſtändig, daß es zum Erbarmen war. Ich hatte meine größte Schadenfreude. Er, der Diplomat, kochte und war bitter, wie Thee ohne Zucker, und ich, der Demagog, war kalt und ſüß wie gefrornes. Meine Schrift hat ihn ganz wüthend gemacht. Als ich ihm bemerkte: alle Welt wäre meiner Meinung, ſagte er, ja, ich hätte die

falschen Ansichten über die Zeitung verbreitet. Das komischte war, daß er mir vorwarf, ich sei ächt deutsch. Er suchte eine ganze Stunde lang mich zu bekehren, es war aber grade, als wollte er den Fahrthurm wegschieben, und da gerieth er in die heftigste Bewegung und sagte ganz roth: jezt sehe ich doch ein, daß ich zum Advokaten nichts tauge. Früher bei Tische sagte er mir mit der größten Ernsthaftigkeit: ich müsse doch sehr über die Großmuth der Berliner Societät verwundert gewesen seyn, daß sie mir auf meine Schrift nicht nach Gebühr geantwortet. Ich lächelte. Auch sagte er mir (doch dies freilich im Scherze) er habe gehört ich sei nach Berlin gekommen, bei der kritischen Societät amende honorable zu thun. Kurz, Bärbelchen, Dein kleiner David hat mit der kleinen Schrift, die er gegen Berlin geschleudert, vielen gelehrten Goliaths Löcher in den Kopf geworfen. Gelobt sei Gott der Herr.

Sonntag Abend führte mich Mariane Saaling bei Mendelssohn-Bartholdy ein. So heißt der Vater des Felix, zur Unterscheidung von seinem Bruder Joseph, an den mir Speier einen Brief mitgegeben. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen. Mein Sonntags-Aufsatz wurde auch da besprochen und allerlei daraus citirt. Es war eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, und es war mir da sehr behaglich. Mendelssohn, seine Frau und der Felix gefallen mir alle. Es wurde Klavier gespielt, gesungen, aber so wie ich es liebe nicht zu lange. Ob ich zwar von Klavierspielen nichts verstehe, so muß ich doch gestehen, daß ich das Spiel des jungen Mendelssohn ganz vortrefflich finde. Er spielt mit sehr gutem Geschmack. Mit der Mariane Saaling unterhielt mich viel und auch mit der Julie. Ich fragte erstere: was sie diesen Morgen genäht als ich bei ihr war; ich müsse das alle genau nach Hause berichten. „Ich kann mir denken an wen". Da ward der

arme Carl roth und er ſagte: ja, an Madame Wohl. „Ich kenne ſie, ich habe ſie einige Mal geſehen. Warum kam ſie nicht mit nach Berlin?“ Das Wetter war zu ſchlecht. „Nun, dann kömmt ſie wohl ſpäter. Es iſt gut, daß Sie voraus hergekommen; man muß ſich ſo einen Ort anprobiren. Müſſen Sie auch ſchreiben, was ich angehabt habe?“ Nein. „Nun, ich will es Ihnen ſagen, ich habe Kinderzeug für meine Schweſter genäht.“ — Die Julie fragte ich, was denn mit Varnhagen ſo eine wunderliche Veränderung vorgegangen? Sie erzählte mir: er, oder vielmehr ſie ſei vornehm geworden, und ſie beherrſche ihn ganz. Sie ſei eine Superkluge Frau, und aus Superklugheit mache ſie die größten Fehler. Sie machten jezt ganz die Ariſtokraten und ſeien unausſtehlich. — Bei Mendelsſohn ſieht es ſehr fein aus, ob wir zwar nur in den Alltagszimmern geweſen. Auch die Bewirthung hat einen Anſtrich von Feinheit und altherkömmlichem Reichthum. Man zeigte mir ſehr viel Theilnahme. Die Mendelsſohn ſagte mir: betrachten Sie unſer Haus als das Ihrige und er: kommen Sie wann und ſo oft Sie wollen. Ich bin auf Mittwoch dort zu Tiſche geladen. — Mein Freund Gans läuft mit mir in den Kafeehäuſern, bei den Reſtaurateurs herum. Er iſt ein Bonvivant und bedauert nur, daß mit mir nicht viel zu machen ſei. Alle hundert Schritte begegnet er einen Bekannten auf der Straße, dem er mich vorſtellt, und dieſe Leute kennen mich alle, und der Aufſatz von der Sonntag kömmt dann jedesmal zur Sprache. — Ich habe ein recht artig möblirtes Zimmer mit Kabinett, wofür ich monatlich 14 Thaler bezahle. Auch habe ich einen Bedienten, der mir von Robert empfohlen worden. Ein ſehr intelligenter Menſch! Ich begreife gar nicht, warum ein Schlingel wie ich es ſo gut hat in der Welt. Mit der größten Schadenfreude denke ich oft daran, daß

die größten Frankfurter Kaufleute, so ein Rothschild, Beifuß?, wenn sie hier, ihre Sorgen und Geschäfte haben, und daß ich an nichts als an mein Vergnügen zu denken habe. — Meine Empfehlungsschreiben, die an die Uhden und Saalings ausgenommen, habe ich noch gar nicht abgegeben. Ich werde erst heute damit den Anfang machen. Bärbelchen mir gefällt es hier sehr gut, und wenn der erste Eindruck dauernd bleibt, wollen wir in Berlin unsere Hütten bauen. — Sagen Sie dem Reinganum[16]) in meinem Namen, daß wenn er mit seinen Brüdern in Prozeß käme, er sich durchaus nicht auf sich allein verlassen könne, sondern einen andern Advokat zu Rathe ziehen müsse. Die Leidenschaft in solchen Fällen kann einen sehr irre führen. Es ist als wenn ein Arzt sich selbst in einer Krankheit behandeln wolle; das hat noch nie gute Folgen gehabt. Auch nach Dr. Stiebel haben sich mehrere angelegentlich erkundigt. Grüßen Sie alle Bekannte von mir, und erinnern Sie die Fanny Ochs: sie habe in mein Taschenbuch geschrieben: „Wo rauchen Sie heute über 14 Tage um 4 Uhr? Freitag den 1 Febr." Zur Antwort: ich habe an diesem Tage und zu dieser Stunde gar nicht geraucht, sondern schön hell gebrannt, und zwar angezündet von den unvergleichlichen Augen der Frau Robert. — Ich bitte Sie ja keinem etwas zu erzählen, von dem was ich in Unmuth und Langeweile über Lindenau geklagt. Es reut mich, es gethan zu haben, denn ich fürchte, er möchte etwas davon erfahren. — Heute Abend bin ich zur Herz gebeten, und morgen Abend zur Julie Saaling. Die haben die größte Lust, noch weiteres von mir über Frankfurt zu hören. Bei meinem ersten Besuche waren wir unterbrochen worden. — Also meine Wohnung und Adresse: Gr. Friederichsstraße 161, im ersten Stock. (Das Gr. bedeutet Große, braucht aber nicht ausgeschrieben zu werden.) — Es thut mir sehr

leid, daß Sie meine Briefe Abends bekommen. Das hält Sie vom Ausgehen, vom Theater zurück. Können Sie sich gar nicht gedulden bis Sie um 9 Uhr nach Hause kommen? Welche Liebe! Gestern Abend war ich zum erstenmale im Theater, Alceste von Gluck. O wie herrlich! Ein anderes Mal mehr davon. Suche, bettle, stehle alle Neuigkeiten zusammen. Hören Sie nichts von meinem Theater-Prozeß?[17]) Was macht die Tauferei?[18]) Was Adele? Ist der Louis zurück? Was macht das Wetter.[19]) Nach der schrecklichen Kälte auf der Reise kömmt es mir hier sehr gelinde vor. Adieu, liebes Bärbelchen.

Dienstag d. 19. Febr.

Dr. Börne geb. Wohl.

---

3) Berlin d. 20. Febr. 1828.

Abends 11 Uhr. Jezt schläfst Du schon, liebes Bärbelchen, und träumst vielleicht von mir, schläfst Du aber nicht, dann denkst Du gewiß an mich. Ich soll dahin gebracht werden, um 11 Uhr Abends Briefe zu schreiben! O über die Wege des Lebens! Aber ich kann nicht anders. Thue ich es bei Tage, so nimmt mir die Zeit zum schreiben den Stoff weg, oder der Stoff die Zeit. Ich will nur gleich in der Historie meines Berliner Lebens treu und trocken fortfahren. Gestern fuhr ich herum und gab meine Adressen ab. Zu denen von Frankfurt mitgebrachten waren von Holtei[20]) in Weimar noch einige hinzugekommen. Da es Börsenzeit war, so waren die Kaufleute alle nicht zu Hause. Ich ließ meine Karte zurück. Wer mich nun haben will kann mich aufsuchen. Den gestrigen Abend brachte ich bei der Herz zu, wo mehrere Leute, doch keine sonderlich interessante waren. Ich hatte den Teufel im Leibe, weil ich nach Tische geschlafen hatte und war sehr unliebens-

würdig. Doch die Herz verstand das und machte es der Gesellschaft bemerklich. Man bleibt bis 11 oder länger, wenn man will. Heute Morgen besuchte mich mein Neffe Spiro. Ein schöner junger Mensch, aber ein wunderlicher Kautz. Einsilbig, und als schien ihm das noch zu geschwätzig, immer die Hand vor dem Munde haltend. Auch trocken erschien er mir. Er kennt hier gar keine Familien und will auch keine kennen lernen. Mein Erbieten ihn hie und da einzuführen wies er ab. Fruchtlos war mein Ausforschen, was seine Neigungen, was sein wissenschaftliches Streben sei — ich erfuhr nichts. Kurz der junge Mensch ist sehr viel oder sehr wenig. So viel ward mir klar, daß er widerlich und mein würdiger Neffe ist. Sollte er vielleicht eine Liebschaft haben? Es schien mir fast, als sei er immer auf der Hut gewesen, durch mein Ausfragen nicht in Verlegenheit zu kommen. — Heute Mittag habe ich bei Mendelssohn gegessen. Diese Leute behandeln mich mit aller möglichen Freundlichkeit. Die Frau fragte mich, (was ich schon oft habe hören müssen) wie es denn nur erklärbar sei, daß ich die Saalings in Frankfurt nicht gekannt, oder vielmehr sie mich nicht. Ich saß bei Tische zwischen der Frau Mendelssohn und Mariane Saaling. Ausser andern Gästen waren da: Zelter[21]), Robert und seine Frau. Meinen Aufsatz über die Sonntag hatten die Mendelssohns erst gestern gelesen, und sie überhäuften mich mit Lobsprüchen. Die ganze alte Wage haben sie im Kopfe, und erzählten mir allerlei Dinge daraus, die mir ganz fremd geworden. Der alte Mendelssohn hat seine Geschäfte aufgegeben, und thut sich sehr gütlich. Er hört Collegia wie ein Student. Nach dem Essen führte mich die Saaling etwas in den Straßen herum, und endlich in einen Zuckerbäckerladen, um mir zu zeigen, wo man die besten Pfannkuchen (Krapfen) bekömmt. Ich kann diese Mariane nicht

genug preißen. Sie thut so wohl wie die Sonne im Mai. Ich werde noch viel an ihr zu studiren finden. Die Gabe der Unterhaltung besizt sie im höchsten Grade und gebraucht sie mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit. Man glaubt, sie habe kein anderes Sinnen, kein anderes Vergnügen und Geschäft, als die Angelegenheiten desjenigen, mit dem sie sich unterhält. Sie weiß alle Kleinigkeiten, die Einen betreffen, erinnert an jedes Wort, das man gesprochen, an jeden Wunsch, den man gehabt. Aber unverkennbar ist ihr gutes Herz die Quelle ihres Gedächtnisses. Ich sagte ihr: es ist heute erst das dritte Mal, daß ich Ihnen nahe bin, wie werde ich die zehen verlohrenen Jahre nachholen können? — Ich will sehen, ob das Ihr Ernst ist, erwiederte sie, und ob Sie mich oft besuchen. Im Winter, sagte sie, wäre sie gerne in Berlin; aber im Sommer! Dabei seufzte sie. Sie habe nicht Geld genug, weite Reisen zu machen. Jeden Morgen unterrichtet sie arme Studenten im Französischen und Deutschen. Man habe ihr früher in Frankfurt die Direktion des Heiligen-Geist-Spitals übertragen wollen, eine Stelle, die ihr sehr erwünscht gewesen wäre. Ich sprach viel von Dr. Neuburg[22]) und seiner Liebe zu ihr. Sie lachte, und bemerkte, es habe ihr oft leid gethan, daß er sie in Frankfurt so übermäßig gepriesen. Das sei nicht gut. — Heute Abend habe ich bei Julie Saaling Thee getrunken. Gans war da, der uns mit seinen Possen sehr ermuntert, und Mendelssohns Schwester,[23]) eine schon bejahrte Dame, die zwanzig Jahre in Paris Erzieherin bei Sebastiani gewesen, und die jezt eine sehr ansehnliche Pension genießt. Beim Weggehen sagte mir Mariane Saaling: Ich werde nach Frankfurt schreiben, und Sie so schildern, daß sie sich dort schämen sollen, Sie nicht genug anerkannt zu haben. Ich bin überzeugt, daß sie das thut, und ich freue mich darüber. — Heute Vormittag trat auf

einmal Rothſchild[24]) von Frankfurt, (des Rechenmeiſters Sohn) in mein Zimmer, der Lindenau bei mir aufſuchte. Ich kann nicht ſagen, daß mein Herz höher ſchlug, als er erſchien. — Der Bankier Beer,[25]) des Dichters Bruder, dem ich einen Brief brachte, hat mich Nachmittag beſucht. Der macht das beſte Haus hier, wo alle Geſandten hinkommen. Die Einladungen zu ihm werden nun wohl folgen. — Gans erzählt mir, er habe vom Breidenbach[26]) geſchrieben bekommen: Stiebel und Reis[27]) hätten ſich taufen laſſen. Iſt das etwa ſo, und eines Ihrer Geheimniſſe? — Den 22. Februar. Geſtern Vormittag um 11 Uhr holte ich meinen Hans [M. Saaling] und wir gingen in Humbolds[28]) Vorleſungen. Das wäre ein Gericht für mein lekkeres Bärbelchen! Denken Sie ſich den ſchönſten herrlichſten Saal (der Singakademie gehörig und erſt kürzlich gebaut) angefüllt von 8 bis 900 Zuhörern, wo mehr als die Hälfte Frauenzimmer, die erſten Stände Berlins, der König, alle Prinzeſſinnen, der ganze Hof, Hunderte von Offizieren — vor ein ſolches Publikum möchte ich auch leſen. Nach 12 beginnen die Vorleſungen, und ſchon um 11 Uhr iſt der Saal gedrängt voll. Es herrſcht große Aufmerkſamkeit beſonders bei den Frauenzimmern, die ganz verſtohlen unter ihren Shawls und Hüten nachſchreiben, was ſie wegſchnappen. Der Gegenſtand der Vorleſungen iſt phyſiſche Geographie, und da iſt Humbold freilich in ſeinem Fache. Ich armer tauber Menſch, der etwas entfernt von Humbold ſaß, habe gar nichts gehört. Meine böſe Ohren machen mir hier viel Kummer. Ich habe in Frankfurt immer geglaubt, das Uebel wäre mir gleichgültig. Dort war es mir auch, weil dort wenig geſprochen wird was verdiente gehört zu werden. Hier iſt das aber ein anderer Fall. Doch ſtelle ich mich überall gleich als Harthöriger vor und das erleichtert mir

meinen Zuſtand. Als ich bei Mendelsſohn in das Geſpräch brachte, was ein größeres Unglück ſei, taub oder blind zu ſeyn, bemerkte Zelter: bei der Taubheit habe man ſchon gleich den großen Vortheil, daß man nicht brauche in die Kirche zu gehen. Der alte Zelter ſcheint ein Original zu ſeyn, und erzählt die ſchönſten Anekdoten, ſauber oder nicht, mag dabei ſeyn wer will. Eine fand ich ſehr charakteriſtiſch. Er ging einſt bei Nacht unter den Linden und hört einen Jungen das Liedchen ſingen: blühe liebes Veilchen. Er Zelter ſezte das Lied fort, worauf der Junge erſchrecklich zu ſchimpfen anfing und rief: Er Hansdampf, er Sch . . ßkerl, wenn er ein Lied ſingen will, fange er's ſich ſelbſt an. Nach Humbold Vorleſungen ging ich und noch ein junger Doktor mit meinem Hans ſpazieren. Aber Sie wiſſen vielleicht gar nicht, was ein Hans überhaupt, und was insbeſondere mein Hans iſt? Das Converſ.lexikon ſagt darüber: „Hans nennt man eine Perſon männlichen oder weiblichen Geſchlechts, welche ein Ehegatte oder ein Verlobter, neben dem Gatten oder Verlobten, liebt und verehrt — ein Verhältnis, welches menſchliche und göttliche Geſetze verdammen, welches aber manchmal verzeihlich iſt, wenn die Gatten oder Verlobten getrennt von einander leben, und durch ſolch eine nachgemachte Liebe ſich den Schmerz der Trennung zu verſüßen ſuchen." Was aber meinen Hans betrifft, ſo finden Sie unter dem Art. Börne im Conv. Lex.: „Hans des Börne. So wird Fräulein Mariane Saaling in Berlin genannt." Aber wahrlich, ich ſcherze nur gezwungen von dieſem herrlichen Frauenzimmer. Wenn ich in dieſes ſo liebevolle Geſicht ſehe, daß der Krampf verzerrt (bei Mädchen oft nur der Gegenſtoß eines zurückgeſtoßenen Herzens) und in dieſe fromme, ſeelenvollen Augen, die aus Schwäche blinzeln; wenn ich die Abendſtrahlen einer untergehenden Schönheit

erhaſche, — dann jammert es mich in der tiefſten Seele, daß ein ſolches Leben ſpurlos von der Erde verſchwindet, und daß ſie, weil ſie nie einen gefunden den ſie lieben konnte, dazu verdammt iſt, nun alle Menſchen zu lieben. Ich möchte nur wiſſen, ob ihre Heiterkeit, ja ihre immerwährende Fröhlichkeit, natürlich iſt, oder ein Kunſtwerk der Selbſtbeherrſchung. Jedem Andern wie Ihnen, könnte ich Marianen durch ein einziges Wort ſchildern, aber meinem Bärbelchen werde ich noch oft von meinem Hans zu erzählen haben. — Ich will doch zum Überfluße noch einmal meine Adreſſe angeben: Gr. Friederichſtraße No. 161 im erſten Stock. Bemerken Sie mir jedesmal am Schluße Ihrer Briefe, welche meiner Nummern Sie erhalten haben. — Nach dem Spaziergange aß ich mit Gans bei einem Reſtaurateur. Die Caffees und Reſtaurationen, ſind hier ohngefähr wie in Paris, und auch eben ſo theuer. Suppe, einige Gerichte und ein Schoppen Wein, das kömmt auf 2 Gulden. Nach dem Eſſen fuhren wir nach Charlottenburg, und Abends ging ich in das Königſtädter Theater, wo die Oper Corradino von Roſſini aufgeführt wurde. Sie haben dort vortreffliche Subjekte beſonders aber einen unvergleichlichen Baſſiſten Spitzeder.[29]) Auch unſere Bamberger[30]) trat auf. Aber dieſe erſchien mir ſehr winzig unter den andern; auch wurde ſie gar nicht applaudirt. — Auſſer den Nadelſtichen, die oben hinter der Brief-Nummer ſtehen, noch einige andere, die bei weitem nicht ſo ſüß ſind. Nehmlich: Wiſſen Sie, Madame Bärbelchen, daß die Reiſebilder Ihres Hans[31]) hier nicht ſonderlich gefallen? Man findet ſie ungezogen, oft ſchmutzig. Die Varnhagen iſt ſehr aufgebracht, daß er ſie ihr dedizirt, ohne ihre Erlaubnis. Da findet man die Werke eines gewiſſen andern Schriftſtellers ganz anders. Man lobt deren ſittlichen Ton und deren Feinheit, und deren Witz, und deren Scharfſinn, und deren

Menge, und deren musterhafte Schreibart. Hier wird stark gewitzt und ich witze auch, Gott weiß, wie oft den Tag. Berliner Witzproben: Einer der erzählen hörte, der Buchhändler Vieweg in Braunschweig handele auch mit Ochsen, sagte: er sollte sich nicht nennen, Buchhändler Vieweg, sondern Viehhändler Buchweg ... Eine Schülerin des Humbold kam in einen Laden und forderte ein Band, das zwei Sirius breit wäre[82]) ... Als man mich fragte, ob ich schon in Berlin gewesen ... Ja, vor vielen Jahren, als ich noch mein eigner Sohn war. — Wir bekommen jezt hier Frühlingswetter. Der Frühling hier soll überhaupt recht angenehm seyn, und den Sommer macht hier weniger die schlechte Gegend, als der Staub unerträglich. An schattigen Bäumen fehlt es gar nicht, und es scheint mir nicht so schlimm, als man es bei uns macht. — Ich bin sehr begierig, wie es dem Dr. Reinganum geht. Wenn er sich nur dabei keine unnöthige Gemüthsbewegung macht. Das verdient kein Geld. Was macht die Tauferei? Vergessen Sie nicht, die Schnapper zu grüßen. — Nie hat eine Musik größeren Eindruck auf mich gemacht, als die Alceste von Gluck, auch Mozart nicht. Ich habe es Ihnen oft geklagt: Mozart verleidet Einem das Leben, er vernichtet uns. Aber während der Alceste war ich ein Held in meiner Loge. Es ist eigentlich eine gesungene Tragödie, die ganz im griechischen Geiste wie gedichtet so gespielt worden. Die Chöre treten niemals ab, sie sind die Hauptsache und eigentliche Parthieen ohne Chor giebt es gar nicht in der Oper, das gefällt mir. In der Musik wie im Leben, liebe ich nur die Massen. Solostimmen finde ich anmaßend und langweilig. Welche eine Erhabenheit in dieser Alceste, aber keine himmlische wie bei Mozart; es ist eine menschliche, eine erreichbare Erhabenheit. Alle die mich gesprochen, bedauern, daß ich nicht einige Tage

früher nach Berlin gekommen, um der Aufführung des Judas Makkabäus, eines Oratoriums von Händel beizuwohnen. Das soll ganz unvergleichlich seyn[88]). Wenn auch nicht völligen, doch einigen Ersatz werde mir das Alexanders-Fest von Händel gewähren, das in nächster Woche gegeben wird. Wie kleinstädtisch und erbärmlich kömmt mir die Frankfurter Oper mit der hiesigen verglichen vor. Der Chor in der Alceste bestand aus mehr als hundert Personen. Und da entschuldigte man sich noch bei mir über die ärmliche Ausstattung der Alceste. Ich müsste eine Spontinische Oper sehen, um Chor, Dekorationen und Pracht zu bewundern. Dieser spitzbübische Italiener läßt nur seine eignen Opern mit Glanz aufführen, und die übrigen behandelt er als Stiefkinder.[84]) Er dirigirt auch nur in seinen eignen Opern. Ganz Berlin ist über seine Vernachläßigung gegen Mozart, Spohr, und alle deutsche Musik aufgebracht, aber er ist ein Günstling des Königs. Ein gewißer Rellstab[85]) hat kürzlich eine große dicke Brochüre gegen Spontini geschrieben, worin er alle seine Sünden aufzählt. Außer Jeßonda ist keine einzige Oper von Spohr auf dem Repertoire. Wenn Mozart ja einmal vorkömmt, wird er vorsätzlich schlecht einstudiert, damit die Welt keine Freude daran finde. — Mein Bedienter kömmt eben leer von der Post zurück. Adieu. Grüße alle. Dein

Charles.

---

4) Berlin Samstag den 23. Febr. 1828.

Juten Morjen meine liebe jute wie jehts? Grüß Di Gott. So lang, so lang hab i mei Schatz nit gesehe! Ach! in allen Dialekten sehne ich mich nach meinem lieben Bärbelchen. Gott segne Dich gute Seele für Deinen lieben Brief und deine Freude an die meinigen. Deine No. 5

erhielt ich heute. Rg's Geſchichte intereſſirte mich ſehr. Daß er ſich nur nicht beunruhige. Die Kälte der Juden und Schufte iſt es hauptſächlich, die ihnen ein ſolches Übergewicht über uns ehrliche Leute giebt. Wenn er von Eder den Prozeß führen läßt, das iſt gewiß das Beſte. Fragen Sie den Rg., ob nicht ein Fehler geſchehen, daß ſie in meinem Hauſe, und dann Dr. Goldſchmidt die Klage der Theaterdirection gegen mich in Hände genommen, ob das nicht als eine Inſinuation angeſehen werde, und man mir den Termin anrechnen werde? — Gehen Sie doch gleich zu Worms, und kündigen Sie, wie verabredet, die beiden Stuben auf. — Schreiben Sie mir doch genauer, als es in Ihrem vorigen Briefe geſchehen: 1. Wie viel jeder meiner Wechſel betrage? 2. Wann jeder derſelben völlig? 3. Wie viel baares Geld Sie noch bekommen? 4. Ob und wie Samuel die 600 fl. angelegt? Doch erkundigen Sie ſich nach letzterem mit Beſcheidenheit, denn wenn Samuel das Geld baar liegen laßen, um es immer zu meiner Dispoſition zu haben, iſt es mir auch recht. — Ich will nächſtens alle Ihre Briefe noch einmal durchleſen, und ſehen, ob mir etwas darin zu beantworten bleibt. Ich bin noch gar nicht recht im Takte. Aus meinem Stillleben plötzlich in eine geräuſchvolle Welt verſezt, ſchwindelt mich etwas. Es iſt doch hier ſchon ſehr großſtädtiſch, und für mich faſt mehr als Paris, weil ich dort ſo einſam gelebt. Ich habe eigentlich die größte Zeit meines Lebens in der Einſamkeit zugebracht, weil ich ſelbſt in großen Städten mich von Menſchen entfernt gehalten. Ich glaube, das giebt mir hier etwas friſches, etwas Jungfräuliches, was den Leuten gefallen muß. Meine Artigkeiten ſind ſelbſt erfunden, nicht der feinen Welt abgelernte. Ich muß mich jezt beſinnen, wo ich in meiner Biographie ſtehen geblieben bin. Geſtern habe ich bei

Joseph Mendelssohn[86]) zu Mittag gegessen, in Gesellschaft der Mariane Saaling, der Frau v. Hellwig, einer bekannten Schriftstellerin[87]) u. andern. Es sind nehmlich die Mendelssohns, welche im Sommer bei Coblenz wohnen. Die Leute haben mir sehr gut gefallen, und, wie ich nachher von den Saalings gehört habe, ich ihnen ungemein. Joseph M. soll ein sehr kluger Mann seyn. Der erste Eindruck, den die Frau auf mich gemacht, war nicht der günstigste. Sie hat eine gewiße förmliche vornehme Haltung, trug ein schwehres blau samtnes Kleid, und legte bei Tische die Handschuh nicht ab. Aber ich irrte mich. Sie ist sehr einfach und natürlich in ihrem Wesen. Sie hat schon einen verheirateten Sohn und allerliebste Enkel. Der Sohn war abwesend, aber die Schwiegertochter saß mit bei Tische, und zwar mir gegen über, und sah mich mit ihren klugen warmen Augen unaufhörlich an. Die Frau v. Imhof, geb. Hellwig (oder umgekehrt geb. Imhof) ist die Gattin eines Weimarischen Generals. Im Winter lebt sie getrennt von ihrem Manne, im Sommer aber mit ihm auf einem Gute am Rhein. Ihre Schriften, die ich nicht kenne, werden geachtet. Übrigens ist sie eine roth angestrichene alte Schachtel, in welche man Maikäfer gesperrt, die viel summen. Sie zappelt und ist sehr lebhaft, und hat mir viele Artigkeiten über meine sämmtlichen Werke gesagt. Wo ich noch bis jezt war, war die Mariane Saaling mit, und mir zur Seite. Es ist mir ganz wohl wenn sie da ist, ich fühle mich dann, wie zu Hause. Sie, die ich vor wenigen Tagen noch gar nicht kannte, ist in mein Herz escamotirt worden, ich weiß nicht wie? Es ist eine unerklärliche Taschenspielerei. Ob das, was sie so anziehend macht, Kunst oder Natur ist, ob Verstand oder Herz — wie sich das endlich finden wird, bin ich sehr begierig. Unentschieden wird es mir wohl nicht bleiben. Sie hat ein

schönes junges Kammermädchen, von auffallend sittlicher Haltung. Sie erzählte mir, man habe ihr einst in Frankfurt von einem sehr kranken, verlassenen jungen Mädchen erzählt. Sie habe das Kind holen lassen, lange gewartet und gepflegt, endlich sich angezogen — das sei das Mädchen, das wie eine Tochter an sie hänge. Als ich sie gestern Mittag abholte, um sie zu Mendelssohn zu führen, hörte ich wie sie von ihrem Dienstmädchen, und dieses von ihr Abschied nahm — es war grade wie zwischen Mutter und Tochter. Sie sagte dem Mädchen: Adieu und grüß mir die armen Leute. Auf der Straße erzählte sie mir ihre Lebensweise. Sie giebt und nimmt Lehrstunden, ließt alles und geht viel in Gesellschaft. Man müßte nur die Zeit gehörig benutzen. Humbold habe ihr gesagt: „Die Zeit ist elastisch," (ein gutes Wort). Aber Kranken-Besuche und Pflege, das fülle einen großen Theil ihres Tages aus. Ein trauriges Geschäft! bemerkte ich. „Es ist ja die einzige Pflicht, die ich habe," sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Sie erzählte eine traurige Geschichte, die sich den Tag vorher hier begeben. Ein junges schönes Mädchen, aus guter Familie, ging aus, um Humbolds Vorlesungen zu besuchen. Sie kam an ein Hause vorbei, auf dem ein Dachdecker arbeitete. Da traf sie ein herabfallendes Beil, und nach 2 Stunden starb sie. Was diesen Zufall noch tückischer mache, ist: daß der Dachdecker das Beil vorsätzlich herabgeworfen. Nehmlich der Mensch ward schwindlicht und fand kein anderes Mittel sich im Gleichgewichte zu erhalten, als das Beil herabzuschleudern. — Heute Vormittag habe ich 2 Stunden bei der Julie Saaling zugebracht. Die ist gar zu glücklich! Sie gefällt mir auch recht gut; nur begreife ich nicht, wie diese beide Schwestern mit einander harmonieren können; sie scheinen mir durchaus verschieden. Ich meyne, schon ihre beiderseitigen

verschiedenen Tugenden müßen unverträglich seyn. Die Julie hat ihren Mann und ihr Glück auf den Alpen gefunden. Nehmlich als sie vor 5 Jahren, mit Mendelssohn und Dr. Neuburg in der Schweiz gewesen, habe sich die Liebe zwischen ihr und dem Dr. Heyse (Hofmeister bei Mendelssohn) angesponnen. Das erzählte mir die Julie nicht selbst, sondern ihre Schwester.[88]) Ich dachte: der Teufel hole die Weiber, wenn man selbst auf dem Rigi, 5000 Fuß über alles Wasser erhaben, nicht sicher vor ihren Netzen ist! Wie haben wir beide euch Frankfurter, besonders die Juden durchgehechelt! Sie erzählte: eine Judenfrau in Frankfurt wäre nach Hauße gekommen und habe zu ihrer Tochter gesagt: Saale du bist eine Kalle*) . . . Mit wem? . . . Das geht Dir nicks an. — — Diesen Abend war ich bei der Uhden, und dann bei der Levi, wo viele Leute und allerliebste Frauenzimmer waren. —

Sonntag d. 24. Febr. vor Mitternacht. — Schläfst Du oder wachst Du? Hätte ich kein Bärbelchen, dem ich schreiben müßte, könnte ich mich ins Bett legen, wie andere ehrliche Leute. Ach! was sind die Ehemänner geplagt! Nun gleich zu meiner Biographie, denn ich bin sehr schläfrig. Dein Carlchen ist sehr munter, (nehmlich wenn er nicht schläfrig ist) sehr vergnügt, führt sich gut auf, gefällt überall und macht seiner Nation große Ehre. Aber erschrecklich viel Geld kostet die Ehre! Doch bereue ich es nicht. Mein Aufenthalt hier wird mir viel nützen, was wir unter nützen verstehen. Diesen Vormittag ward es nicht leer bei mir von Besuchen. Allerlei junge Doktoren, Buchhändler u. a. Dichter bringen mir Tragödien im Manuscript, daß mir die Haare zu Berge stehen. Wenn ich sie gar erst lese, werden sie mir ausfallen.

*) = Braut.

Mittag habe ich bei Beer gegessen, der Familie des Dichters und Componisten. Der Componist, ein kleines, schwarzes, häsliches Judenmännchen von 36 Jahren, hat eine schöne Frau, die ich aber gar nicht gesprochen; die Gesellschaft war zu groß. Bei Tische ließ er sich immer aparte Sachen auftischen, die er allein verzehrte. Der Bruder ist Bankier und hat auch eine hübsche Frau. Die Mutter, eine alte näselnde Jüdin, war schon viermal in Italien. Diese Leute machen das glänzendste Haus hier, nehmlich in Feten. Heute war eine sogenannte kleine Gesellschaft und es waren doch dreysig Personen bei Tische. Gubitz,[39]) Redakteur des Gesellschafters; Clauren,[40]) der mir sagte, ich hätte ihn einmal herabgehunzt, aber er beuge gern den Nacken; Offiziere, Schauspielerinnen, Schmarozzer aller Art. Sie wohnen im Thiergarten, weit von der Stadt. Die Saaling sagte mir: sie habe sich von diesem Hause losgemacht, denn es wäre weit hin und nicht weit her. Ich war im Theater, Spontinis große Oper Olimpia zu sehen. Ich konnte es nur einen Akt aushalten. Eine solche Verwirrung und Langweiligkeit ist mir in Noten noch nicht vorgekommen. Aber die Pracht ist unbeschreiblich. Dann ging ich zu Mendelssohn. Da wurden artige Quartetts gemacht. Alle vier Spieler waren zusammen nur 60 Jahre alt aber es ging vortrefflich; — Hummel[41]) ist hier angekommen. — Den Saphir[42]) habe ich besucht, ganz im Geheim. Dieser Mensch ist hier so allgemein gehaßt und verachtet, daß man mich gewarnt hat, mich öffentlich mit ihm sehen zu lassen. Ich habe ihn aber nicht vorüber gehen wollen, weil er mich in Frankfurt auch besucht hat. — Der Mendelssohn war 7 Jahr bei Fuld in Paris auf dem Comptoir. Er sagte, der wäre das größte Handelsgenie das sich denken ließe. Er wäre jezt sehr reich, wenigstens 4—5 Millionen. Die Familie Mendels-

sohn zeigt doch, daß das Schicksal nicht immer ungerecht ist. Der verstorbene Mendelssohn war ein ganz gemeiner Meschores[48]) bei einem Schacherjuden. Durch seine Geisteskraft erhob er sich zu einem edlen Manne, ward ein bedeutender und liebenswürdiger Schriftsteller und genoß großen Ruhm im vorigen Jahrhundert. Seine Kinder sind Millionär und seine Enkel bedeutende Maler und Virtuosen. Es ist schon genug, wenn das Verdienst der Eltern an den Kindern belohnt wird. Die Mendelssohn mögen sehr reich seyn. Ein Herr Fränkel, früher ihr Compagnon, ist mit 800 000 Thr. aus der Handlung getreten. — Haben Sie denn noch nichts über die Zusammenkunft mit Guste beschlossen? Aber seyen Sie nur vorsichtig, daß Sie sich in keine lästige Verbindlichkeiten einlassen. — Ich glaube, daß dem Schmit Ems sehr gut thun würde. — — Eben erhalte ich die liebe No. 6 mit den 6 süßen Nadelstichen. Sei ohne Sorge, ich müde mich nicht ab. Ich fahre oft, und Berlin ist ja lange nicht so groß als Paris. Auch wohnen die meisten meiner Bekannten in der Nähe. — Bärbelchen, Du hast den Verstand nicht allein. Ich hätte schon ohnedies gewußt, daß ich den gewissen Punkt (ach! wäre er nur gewiß) gegen meine Schwester mit Stillschweigen übergehe. Das Epigramm gegen Stiebel hat mir sehr gefallen, und ich finde nichts darin, was ihn beleidigen könnte. Meiner Schwester Sohn läßt sich gar nicht bei mir sehen. Ein wunderlicher Kautz. — Wir wollen aber auch fest dabei bleiben, nicht ängstlich zu werden über wechselseitiges Ausbleiben der Briefe. Zweimal wöchentlich soll Regel seyn. Ich wiederhole was Du gern hörst, ich bin sehr vergnügt, und habe sehr klug gethan hierher zu kommen. Ich lerne die Welt und mich selbst kennen. Ich betrage mich mit vielem Takte, worüber ich selbst erstaune. Ich suche alle möglichen Menschen auf, was sonst

gar nicht in meiner Natur liegt. Ich laſſe mir gelegentlich von meinen Bekannten Zeugniſſe meiner guten Aufführung geben. Zerſtreue dich ſo viel als möglich. Je weniger du mich vermiſſeſt, je zufriedener bin ich. Wenn ich die langweiligen Ballette ſehe, denke ich immer an Dich. Wie ſchön kannſt Du auf einem Beine tanzen. Sie machen es hier nicht beſſer. Mein Spiegel bevölkert ſich nach und nach mit Viſitenkarten. Mariane Saaling hat mir geſagt, ſie wünſche ſehr mit mir in der Folge zu correſpondiren. Wirſt Du nicht eiferſüchtig werden? Mich gönnſt Du wohl jeder andern aber nicht meine Briefe. Ich habe hier ſchon einige Damenbillets bekommen. Ich ſammle ſie für Dich. Adieu, einziges Bärbelchen.

Montag 25. Febr. Dein Karl.

---

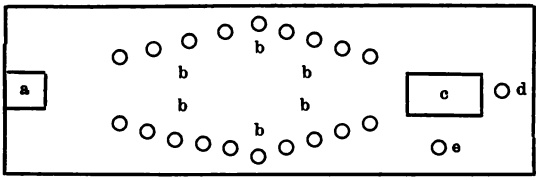
5) Berlin Mittwoch d. 27. Febr. 1828.

So eben, (Morgens 9 Uhr) erhielt ich Ihren Brief No. 7, den erſten in meiner Wohnung. Ich wollte wetten, daß es Ihnen hier beſſer gefiele als in Paris. Aber hier oder dort, nur von Frankfurt weg. Mütterchen, was führen wir in Frankfurt für ein Hundeleben. Ja ärger leben wir als die Hunde, denn ein Hund hat doch, was er wünſcht. Bei jeder angenehmen Unterhaltung, die ich hier genieße, ſeufze ich im Stillen: Ach wäre nur mein Bärbelchen da. Hänge Dich Bärbelchen; ich war ſchon einige Mal liebenswürdig, und Du warſt nicht dabei! Aber ich muß lachen, wenn Sie noch von der Robert ſchönen Augen mit mir ſprechen. Die liegen ein Jahrhundert hinter mir. Ich liebe jezt die Mondſcheinaugen der Mariane Saaling, und wie liebe ich ſie! Sie iſt ganz wie Du, Ihr beide habt nur eine Seele, und Du brauchſt ihr keinen Platz in meinem Herzen zu machen. Ich wollte

taub und blind seyn, und wissen, wenn sie in das Zimmer tritt; es ist als verbreite sie einen Wohlgeruch um sich her. Ich sagte vor einigen Tagen der Herz, sie möchte mir doch aufrichtig ihre Meinung von der Saaling sagen, aber so aufrichtig, wie man über ein Buch spricht. Sie verstand sich dazu, aber nur im Vertrauen auf meine Verschwiegenheit. Wir wurden bald durch einen Besuch unterbrochen, und ich erfuhr nicht alles, was ich wünschte; nur folgendes. Mariane — sagte die Herz, — hat ein unvergleichliches, tiefes Gemüth; aber wenig Verstand. Sie hat einen „dünnen Verstand". Die bekannte Geschichte von Marialwa. Sie liebte den Koreff,[44]) der aber ihre Liebe nicht erwiederte. Aber ich bitte dich Bärbelchen, sage das keinem wieder. Bedenke, daß die Saalings viel nach Frankfurt correspondiren, und daß sie sehr leicht, und zwar entstellt erfahren würden, was ich von ihnen gesagt. Sie sagen es dem Reis, dieser redet bei Ochs, dann Röschen, Henriette Götz, dann Herz — und die Post ist hier. Dem Urtheile der Herz über den Verstand der Mariane traue ich nicht recht. Die Herz ist nur Verstand, Geist hat sie nicht, Gemüth auch nicht, ob sie zwar gut ist. Man täuscht sich oft bei großen Herzen, weil sie den Kopf bedecken. Ein Gemüth, wie das der Mariane ist wie ein tiefer Brunnen, in dem man die Sterne auch bei Tage sieht; aber Nacht ist darum doch nicht. Von mir wurde auch oft so geurtheilt; man glaubte, ich hätte keinen Verstand, weil ich ihm nicht folge. Was die Mariane spricht ist sehr vernünftig, nur auch herzlich zugleich. Sie ist witzig, scherzt viel, und, damit ihr in meinen Augen nichts fehle, macht sie sich auch zuweilen lustig über andere Leute. Eine solche Unterhaltungsgabe ist mir noch nicht vorgekommen. Andere, und wäre ihre Gesprächigkeit noch so leicht, müssen doch pumpen; sie aber ist wie ein Spring-

brunnen, der in einem fort murmelt; man braucht nur hinzuzukommen um zu hören. Ich gefalle ihr, und sie hat es mir gesagt, und als ich bemerkte, ich könne zwar gefallen, aber es dauere lange, bis es dahin käme, erwiederte sie, bei ihr sei es schnell gekommen. Ich gefalle überhaupt Allen. Wer hätte das gedacht! Wer hätte das gedacht! Ich habe gestern 5 Stunden bei den Salings zugebracht, und wie so viele Minuten gingen sie mir vorüber. Es wurden so viele komische Sachen erzählt, daß ich mein Taschenbuch herauszog, das gehörte nieder zu schreiben. Z. B. Die Julie Saaling sah im Königl. Pallaste Büsten von Luther und Melanchton. Sie fragte den Castellan: nicht war, das ist Melanchton? „Nein, es ist Eisen." — Ihr Frisirmädchen erzählte ihr, ein junger Mensch habe sich aus Liebe erschossen. Man habe ihn aufgeschnitten. „Nun, was hat man in ihm gefunden?" .. „Verdrehte Nerven im Gemüthe" — Grabschrift eines Grafen in Königsberg: Hier ruhen die Gebeine des jezt noch lebenden Kremanski. — Der Dr. Heise ist ein ganz vortrefflicher Mensch und lebt mit seiner Frau wie im Himmel. Montag Mittag aß ich wieder bei Varnhagen. Sie schrieb mir ein Billet, warum ich mich nicht sehen ließe? Und ich sollte bei ihr essen. Diese Leute scheinen mir nicht einig mit sich selbst. Sie möchten gern vornehme Leute seyn, und haben doch zu viel Verstand und Herz, diese Rolle schön zu finden. Wir aßen auffallend gute Beefsteaks, die waren nach Rumohrs Kochbuch zubereitet. Gans hatte ihr dieses Kochbuch empfohlen, und die Varnhagen sagte, es sei vortrefflich, und sehr practisch. Sie gab mir mein Büchelchen gegen die Berliner Literatur Zeitung[45]) mit ihren eigenhändigen Noten am Rande. Ich fand aber kein vernünftiges Wort in ihren Einwendungen, und ich werde in großer Verlegenheit seyn, was ich ihr

darüber ſagen ſoll. — Montag Abend wurde ich in die Mittwochsgeſellſchaft[46]) eingeführt; es iſt die worüber mir einſt Hitzig geſchrieben, daß meine Rede über Jean Paul darin vorgeleſen worden. Ich wurde dort mit einem Strome von Complimenten überſchwemmt, hatte aber ſchreckliche Langeweile. Sie hätten ihre Schadenfreude daran gehabt. Um Ihnen meine Lage deutlich zu machen, will ich eine Zeichnung von dem Saale und den Sitzen geben.



a. Thür. b. b. b. Zuhörer. c. Tiſch des Sekretärs. d. vorleſender Sekretär. e. Ich. — Ich hatte um Entſchuldigung gebeten, wenn ich mich ganz oben ſezte, weil ich nicht gut höre. Jezt kam ich aber neben den Sekretär und hörte, und das war noch ſchlimmer. Der las aus einem ganz unbekannten neuen Dichter, wenigſtens 25 Gedichte vor, und nicht einmal ein Urtheil darüber. Ich gähnte fürchterlich und hielt mir die Hand vor den Mund. Es half aber nichts. Der Wind der Langenweile, der durch meine geſchloſſenen Finger drang, machte die Lichter auf dem Tiſche flackern. Meine Angſt war aber noch größer als meine Noth. Auf dem Tiſche des Sekretärs lag nehmlich ein Zettel überſchrieben: Speiſezettel, und darauf einige Namen anweſender Gelehrten: Chamiſſo, der Verfaſſer von Peter Schlemihl, Streckfuß und noch einiger. Ich in meiner Superklugheit denke, das Wort Speiſezettel wäre hier ſcherzhaft gebraucht, und enthalte das

Verzeichnis derjenigen, die den Abend vortragen würden. Ich war sehr betrübt dieses alles mit anhören zu müssen; denn aus dem Saale unbemerkt von meinem Sitze zu entfliehen, war, wie Sie aus der Zeichnung ersehen, ganz unmöglich. Indessen ergab ich mich in mein Schicksal; es waren doch nur 3 bis 4 Namen. Jezt kam aber ein fünfter und unterschrieb, jezt ein sechster, und immer mehrere und mehrere. Ich kam in Verzweiflung; ich glaubte, daß die alle vorläsen. Endlich kam der Hauswirth und holte den Zettel. Es waren nichts als Unterschriften zum Abendessen, mit welchem die schönen Geister ihren Abend zu beschließen pflegen. Man soll nicht zu klug seyn. Hitzig war sehr artig, und ich entschuldigte mich bei ihm, daß ich seinen Brief nicht beantwortet. Ich blieb nicht zum Essen. — Wegen Gans seyen Sie nicht besorgt, ich weiß wohl, daß ich mit ihm nicht gleichen Schritt halten kann, weder im Laufen noch im sonstigen. Ich lebe so mäßig wie zu Hause und lasse mich nicht irre machen. — Gestern Mittag gab mir ein Buchhändler, der unverheirathet ist, ein glänzendes Essen in einer Restauration. Wir waren zu sechs. Habe mich nicht amüsirt. Der arme Buchhändler wird die 20 Thlr., die ihm die Fete gekostet, umsonst verwendet haben. Holtei giebt ein Theater-Journal[47]) bei ihm heraus und da wollen die Herren haben, ich soll mitarbeiten. Gehorsamer Diener! — Ich bekomme hier jeden Morgen unentgeldlich die politische Zeitung geschickt, wie in Frankfurt. Dazu trinke ich mein gewöhnliches Zuckerwasser. — Meine Empfehlungen von Willemer[48]) an Marheinicke[49]) habe ich erst gestern, und die an Ritter[50]) erst heute abgegeben. Der erstere war viertelsilbig, zuweilen halbsilbig, weiter hatte ers nicht getrieben. Das Conversationslexicon hat er schwehrlich gelesen. Um ihn zum reden zu bringen blieb mir nichts

anders übrig als ihn zu fragen, wo er gebohren und erzogen worden. Ritter wird gelobt; ich kam aber zu einer Zeit wo er gerade in die Vorlesung gehen mußte. Bei diesen beiden Bekanntschaften wird nichts herauskommen. Was wollen sie auch mit mir machen? Das ist nicht wie bei reichen Bankiers, die ein offenes Haus haben, und die man nicht genirt. — Abends 10 Uhr. — Als ich heute Mittag zur Herz kam, um sie zu einem Essen abzuholen, wo wir beide eingeladen waren, fand ich drei junge Leute bei ihr am Tische essend, und sie saß dabei und legte vor und sprach mit ihnen. Ich hätte sie so mahlen mögen, so liebenswürdig erschien sie mir. Sie giebt nehmlich jeden Mittwoch vier armen Studenten zu essen. Das ist doch schön, da sie gar nicht vermögend ist. Aber das ist noch wenig; man muß ihre Aufmerksamkeit und freundliche Bedienung dabei sehen, die Nettigkeit der Gedecke, die Fülle der Speisen — es war gekocht für zehen — und den ungenirten Appetit der jungen Leute. So was geschieht in Frankfurt nicht, gewiß wenigstens nicht auf solche Art. Die Herz trug ein weiß atlas Kleid, und einen weißen türkischen Bund auf dem Kopfe und sah um 15 Jahr jünger aus als sie ist. Es ist merkwürdig mit dieser Frau! Sie will nicht alt werden, und sie wird es nicht; sie will nicht für alt gelten und sie gilt nicht dafür. Sie wurde im 15ten Jahre ihres Alters verheiratet und lebt jezt schon ein halbes Jahrhundert in der großen Welt, und wird noch immer als neu geachtet. Ich habe sie in zahlreicher Gesellschaft gesehen, wo viele junge Frauenzimmer waren — es wurde ihr keine vorgezogen, und die jungen Männer unterhielten sich mit ihr, als wär sie ein 18jähriges Mädchen. Und dennoch habe ich nie bemerkt, daß sie auf eine ihrem Alter unanständige Weise sich hervordrängte. Dabei kann ihre Unterhaltung keineswegs

geistreich genannt werden. Aber sie ist verständig, und die Zeit wird einem bei ihr nicht lange. Sie hat eine seltene Festigkeit des Charakters und weiß eine kluge Regel standhaft zu befolgen. Wenn sie steht, bedeckt sie dem Auge drei bis vier Personen in der Gesellschaft und sie hat ganz das Recht, mich ihr Louischen zu nennen. Fünf Männchen meines Gleichen könnte man aus ihr schnitzen, und es blieben noch Späne genug übrig. Wir aßen bei Madame Levi, wo große Gesellschaft war: Österreichische Legationsräthe, — (die Diplomaten schieben mit den Ohren, sagte mir einmal die Saaling,) Professoren, Doktoren, Frauenzimmer, die beiden Saalings. Es war recht amüsant. Die Levi ist eine sehr brave und kluge, hier allgemein geachtete Frau. Sie ist schon viele Jahre Wittwe und hat nie Kinder gehabt. — Sie haben recht, mich mit dem Rauchen zu necken. Ach! wie geht es mir darin so schlimm, ach! wie bin ich so zahm geworden! Ehe ich ausgehe, spüle ich mir den Mund rein um nicht nach Taback zu riechen. Meine Wirthin, die neben meinem Zimmer wohnt, ließ mich schon einige Male bitten, ich möchte doch nicht so viel rauchen, der Rauch zöge in ihre Stube. Ich ließ ihr antworten: das könne ich nicht ändern und sie möge die Spalten der Thüre verstopfen. Wie sauber sind meine Hände! Aber Roberts Finger sollten Sie sehen. Das sind keine Mohrchen, das sind Mohren. Das ist ein Schwein! ich bin ein Bleichplatz gegen ihn. Lassen Sie doch durch Reis, Speiers von mir grüßen, und Hrn v. Wehli.[51]) Die Empfehlungen haben mir sehr genützt. — Denken Sie nur welche Kleinstädterei mir entwischt. Mein Wirth ist ein Musikalienhändler. Und jezt frage ich diese Woche, als er zu mir kam, ob er nicht das Lied habe: So lang, so lang, hab ich mein Schatz nicht gesehen,[52]) und singe es ihm vor, daß mir die Thränen in die

Augen kommen, und vergesse ganz, daß ein Musikhändler unmöglich im Kopfe haben könne, welche Lieder er im Laden habe. Er lächelte ganz maliziös und sagte, er wolle nachsehen. Seien Sie unbesorgt; mein Wirth und Bediente sind sehr ordentlich Leute. Ich habe es glücklich getroffen. Die Wohnung habe ich mir selbst gesucht, da wie in Paris, Zettel an den Häusern hängen, wo Zimmer zu vermiethen. Ich wohne, wie man in Paris sagt: au centre des affaires et des plaisirs. Nur von den Saalings wohne ich weit weg, den übrigen Bekannten aber nahe. —

B. g. W.

Donnerstag d. 28. Febr.

---

6) Berlin d. 1. Merz 1828 (Samstag).

Deinen lieben lieben Brief und die süßen Nadelstiche darin habe ich hundertmal geküßt. Seit Du mich Du nennst, ist erst recht der Frühling über mir aufgegangen und es ist mir als finge ich erst jezt an, Dein schönes Herz im Sonnenschein zu sehen. Wir wollen uns von den Gefahren zu großer Liebe nicht schrecken lassen, wir wollen uns immer mehr und mehr lieben. Aber ängstige Dich doch nicht mehr über meine Angst. Ich hatte keine. Ich erhalte Deine Briefe immer pünktlich am vierten Morgen, und wenn ich einen vergebens erwartet, so war ich doch nicht unruhig, ich dachte mir gleich, du würdest einen Tag später geschrieben haben. Der Berliner Correspondent, der an Speier von mir geschrieben, wird wohl ein anderer als Oppenheim gewesen seyn. Denn dieser ist gerade der einzige, der nichts weiter von sich hatte hören lassen. Ich hatte nehmlich alle besucht, und da ich keinen zu Hause gefunden, meine Karte zurückgelassen. Alle haben mich wieder besucht, nur Oppenheim nicht. Doch vielleicht hat

er meine Adreſſe vergeſſen, und ich werde darum noch einmal zu ihm gehen. Ich bleibe meinem Vorſatze treu, Menſchen aller Art hier kennen zu lernen, und ihre Einladungen zu benutzen, ohne meiner Neigung nachzugeben; denn wenn ich dieſes thäte, hätte ich an meinen ſchon gemachten Bekanntſchaften genug, denn beſſere finde ich doch nicht. Schleiermacher[58]) aber werde ich nicht beſuchen. Ich habe früher in Frankfurt erfahren, daß er ſich nicht vortheilhaft über mich geäuſſert und daß er mich nicht leiden kann. Daß die Herz mich noch nie aufgefordert zu ihm zu gehen, iſt mir ein Wink mehr. Übrigens ſieht ihn die Herz auch nicht bei ſich, weil ihre Vermögensumſtände es ihr nicht verſtatten, Leute zu empfangen. Die Reinganums haben Unrecht wenn ſie glauben, die Saalings hätten mich in Frankfurt aus Vornehmheit vernachläſſigt; ſie konnten mir doch als Frauenzimmer unmöglich entgegenkommen, und ich habe nie den geringſten Schritt gethan, ihre Bekanntſchaft zu machen. Die Verhältniſſe in dem Hauſe ihrer Schweſter hätten dieſes auch ſehr erſchwehrt. Die Julie hat ſich hier ſchon gegen mich über die Adelswirthſchaft, die in Frankfurt im Herziſchen Hauſe getrieben, ſehr luſtig gemacht, und die Mariane, als ich neulich dabei war, wie ſie einen Wiener Diplomaten, der ihr empfohlen worden, aufmerkſam behandelte, bemerkte mir als er fort war, wie um ſich in meinen Augen zu entſchuldigen: ſie könne ſolche Leute nicht entbehren, weil ſie oft Geſchäfte nach Wien hätte, die man nur durch Diplomaten könne beſorgen laſſen. — Bitte den Bernhard, die einliegende Anweiſung für mich zu kaſſiren. Sollte mein Bruder Philipp nicht in Frankfurt ſeyn, dann hat mein anderer Bruder, und iſt auch dieſer abweſend, Spiro Zahlung zu leiſten. So iſt der Vertrag. — Jezt zu meiner Biographie zurück. Donnerſtag war ich wieder in den Humboldiſchen

Vorleſungen. Sie ſollten nur das Zuſtrömen der Menſchen und Kutſchen ſehen. Es ſtehen Gensd'armes zu Pferde und Polizeicommiſſaire vor dem Hauſe. Ich habe wieder nichts gehört. Humbold hat keinen deutlichen, überhaupt keinen ſchönen Vortrag. Mit meiner Harthörigkeit iſt es ſchlimm und ich glaube nicht, daß viel dagegen zu thun iſt. Die Taubheiten, die in Wiesbaden curiert werden, ſind wohl rheumatiſche, ſchnell entſtandene. Bei mir ſind Unterleibskrankheiten, Stockungen des Geblüts Urſache. Ich werde in Ems Waſſer und Dämpfe ins Ohr bringen das hilft vielleicht. Ich bin aber hier mit ſehr vieler Grazie taub und es macht mich nicht lächerlich. — Donnerſtag Abend wohnte ich der Aufführung von Händels Alexanderfeſt bei. Eine ſchöne Muſik! Der aus mehr als 200 Perſonen beſtehende Chor ward von den Dilettanten der Singakademie gebildet. Die Milder[54]) und zwei vortreffliche Sänger der Oper, hatten die Solopartieen. Die Julie Saaling ſagte mir, die Chöre im Frankfurter Cäcilien-Verein gingen beſſer als hier. Man werde aber hier durch die Orcheſter-Begleitung geblendet, die dort fehle. — Nach dem Conzert ging ich zur Herz Thee trinken. Es unterhält mich ſehr, dieſe Frau zu beobachten, zu belauſchen und kennen zu lernen. Früher war ich zu jung und zu verliebt, um ſie zu verſtehen. Décidément elle n'a point d'esprit; aber Verſtand, aber alten der nicht mehr gelenk. Ihre Manieren, wie ich ſie früher gekannt, tauchen nach und nach aus meiner Erinnerung empor. Sie hat etwas Gebietendes, Ungeduldiges, der Maſſe ihres Daſeyns angemeſſenes, das man einer jungen ſchönen Frau gern nachſieht, von einer alten aber mit Mühe erträgt. Ich bin ihr gut, ich vermuthe aber, daß ſich andere Frauen im Stillen über ſie luſtig machen mögen. Sie hat noch die Minauderien, Geſten und

Lächeleien, die ihr vor dreyſig Jahren eigen waren, und ſie damals ſo liebenswürdig machten. Ich beobachte die Mittel und Wege, durch welche ſie ſich altherkömmliches Anſehen zu erhalten ſucht, und welche wohl von den Berlinerinnen überhaupt zu gleichen Zwecken angewendet werden, beſonders von den Jüdinnen, weil ſie nur einen uſurpatoriſchen Einfluß haben. Viele Viſiten, viele Correſpondenzen, junge Leute werden angezogen, Reiſende in die Fremde empfohlen, empfohlene Fremde protegirt. Protegiren ſcheint hier ſehr Sitte, was nun freilich manchem forthilft. Die Herz ſpricht von ihren vornehmen Bekanntſchaften, läßt im Vorbeigehen fallen; ſie habe den Miniſter, jenen Grafen geſprochen. „Rauch (der Bildhauer) iſt von München gekommen, ich habe ihn geſtern im Conzerte geſprochen. Er hat mir geſagt: Ich habe einen Gruß an Sie von der Baieriſchen Majeſtät, (der kennt mich noch von Rom)“ . . . Das hörte ich ſie ſeit drei Tagen wohl 10 Mal in verſchiedenen Geſellſchaften erzählen. — Geſtern Freitag, aß ich beim Präſidenten v. Scheve[55]) zu Mittag. Die Carl hat mir einen Brief an ihn mitgegeben. Wir waren 8 Perſonen, vier Herren und 4 Frauen, deren Alter neben einander geſtellt, bis zum lezten Kreuzzuge reichen würden. Lauter Adlige. Die frugen mich nach zwanzig Frankfurtern, die ich nie habe nennen hören, nichts als Herr von, Fräulein von, Frau von. Sie haben ſo oft ſie durch Frankfurt kamen im rothen Hauſe logirt, (welches ſeit länger als 30 Jahren kein Gaſthof mehr iſt.) Es wurde von keiner bürgerlichen Seele geſprochen. Doch waren ſie ſehr artig gegen mich. Herr von Scheve und ſeine hochroth und dick geſchminkte Frau ſind ganz charmant. Ein junges ſchönes Mädchen, die meine Tochter, die Enkelin von zweien, und die Urenkelin von den übrigen vier Gäſten hätte ſeyn können,

und es vielleicht auch war, saß am ungewöhnlich breiten Tische mir gegenüber, und richtete das Wort an mich. Da sprach ich mit einer süßen Flötenstimme, die ich in meiner Gewalt habe, aber bei bürgerlichem Lumpenpack wie ihr seyd, nie gebrauche: „Mein Fräulein! Ich bedaure gar zu sehr daß ich Ihnen lästig fallen muß, ich höre etwas schwehr.“ Und das gute Kind ward purpurroth, statt daß ich es hätte werden sollen. Wir alten haben doch wenigstens das Vorrecht der Unverschämtheit! Der alte Mann, der neben Frau v. Scheve saß, ist unverkennbar ihr Liebhaber seit dem siebenjährigen Kriege. Als er zu husten anfing, stand seine alte Freundin vom Tische auf, und holte aus ihrem Strickbeutel ein Riechfläschchen voll Rum, und ließ ihn ein Zuckerlöffelchen davon einnehmen. Das sei gut gegen Husten. Dieses Mittel schien sie blos für ihren Freund immer bei sich zu führen. Wir haben in Godesberg ein ähnlich altes liebend Paar gesehen, das einmal an unserm Tische saß, als der Cöllner Baron ein großes Essen gab. Unter diesen wunderlichen Leuten, die gar nichts von mir wußten, als höchstens was die Carl[56]) von mir geschrieben (und wie wenig wird das seyn!) saß ich nun wie ein armes Kätzchen, puzte mich hinter den Ohren, und machte ein Donnerwetter-Gesicht. Was sich das junge Fräulein für Mühe gab, recht grade am Tische zu sitzen! Das ist ein Hauptpunkt in der Erziehung der adligen Jugend, und dieses aufrechte Wesen trägt auch viel zu der Ehrfurchtgebietenden Haltung bei, die der Adel Bürgerlichen gegenüber zeigt. — Den Abend war ich bei Mariane Saaling zum Thee geladen. Mehrere junge Herren, die Herz, Gans. Der leztere kömmt hier nicht viel in Gesellschaft, und an einigen Orten wo ich ihn traf, schien er nur aus Rücksicht für mich geladen. Man will ihn nicht haben, weil er jüdische Manieren hat,

schmutzig ist und sehr schreit. Ich liebe ihn wegen seiner lauten Stimme. Ein wunderlicher Kerl! Seine Lampe brennt beständig im Zimmer, ob er zwar Abends nicht zu Hause, und er einen Bedienten hat, der zu jeder Zeit Licht anzünden könnte. Zuweilen zündet er ein Schwefelhölzchen an, und saugt den Dampf ein — das thäte ihm wohl. Ein großer Schwätzer, ich bin ein Diplomat gegen ihn. Es ist wirklich gefährlich in seiner Gegenwart etwas zu sagen, was irgend Einer nicht wissen soll, er trägt alles herum und verkehrt Wort und Sinn; nicht aus Bosheit, aus Unbedachtsamkeit. Er verschwendet viel und mag wohl locker leben. Übrigens viel Geist, und das anerkannt. Bei der Saaling habe ich genau Acht gegeben, wie es die Herz macht immer im Gange zu bleiben, und nie zurückgesezt zu werden. Mehrere junge Herren, vom Gefolge der Saaling bekümmerten sich nicht um sie, Gans war indifferent, nur ich blieb ihr. Mit welcher Geschicklichkeit wußte sie mich festzuhalten, so daß ich sie immer mit einflechten mußte, selbst wenn ich mit andern sprach! Der Dr. Heise, (der Mann der Julie) gefällt mir gar zu gut. Er scheint so brav. Gegen seine Frau brachte ich Vorurtheile mit, die ich bald aufgab. Sie ist sehr gut, einfach, sie ist h o l d. Dieses Wort würde ich für sie erfunden haben, wäre es nicht schon da gewesen. Aber Mariane ist liebenswürdiger. Es hat mich schon oft überrascht, welche Ähnlichkeit Ihr beide mit einander habt. Sie ist eine D o l c e j a m a i s, wie Du. Wenn ich noch einige Zeit um ihr bin, wird sie mir ihre ganze Lebensgeschichte erzählt haben, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen — blos durch S e u f z e r. Man braucht nur zu hauchen, und die Saiten in ihrer Brust tönen wieder. Ich spielte mit ihrem Schlüsselbunde der auf dem Tische lag. „Welche Schlüssel gefallen Ihnen am Besten" — fragte sie. Ich wählte einige zierlicher Form.

„Dieſer iſt ein ſüßer Schlüſſel, der zu meinem Zucker. Dieſer . . . .“ — und welcher iſt der zu Ihren Briefen? fragte ich. Da ſeufzte ſie, daß es im ganzen Zimmer wiederhallte. Die Briefe des Marialva, der ſie betrogen, das alle errieth ich. Später ſprach ſie vom Sterben, das ſie fürchtet. Ich ſagte allerlei über den Tod, wie man gleichgültiger ſterben würde, ginge die ganze Welt mit unter; das geſchähe aber. Wenn Sie ſterben, ſtirbt die Welt mit Ihnen. „Ja, ſagte ſie, mit meinem Tode endet mit mir alles,“ und dabei ſeufzte ſie, daß es ein Erbarmen war. Es war ganz gewiß, daß ſie an ihre Eheloſigkeit dachte. Es liegt den Saalings viel daran, daß es mir in Berlin gefalle, beſonders des Dr. Neuburgers wegen, der Berlin immer verläſtert. Julie ſagte mir: „Ja, was gäbe der Neuburg darum, wenn ein Mann wie Sie Berlin unzufrieden verließe.“ — Mittag aß ich im Wirthshaus. Abends ging ich zu Joſeph Mendelsſohn, wo ich ſeit ich dort gegeſſen, noch nicht war. Ich fand die Frau mit einem jungen Menſchen Schach ſpielen. Sie hielt die Partie für verlohren und übergab ſie mir. Ich ſpielte ſie aus und gewann ſie. Dann ſpielten wir Piket. Dann kam die Mademoiſelle Mendelsſohn (die Pariſerin) und wir ſpielten zu drei Piket. Später kam die Schwiegertochter, ein intereſſantes Frauenzimmer, und Mendelsſohn. Man machte mir ſehr Vorwürfe, daß ich ſo wenig komme. Ich mußte verſprechen, wenn ich nach Ems ginge, ſie oft auf ihrem Gute zu beſuchen. Frau Mendelsſohn lieſt engliſch, ſpaniſch und das übrige. Sie ließ mich das gern erfahren, indem ſie mir koſtbare Ausgaben von Calderon und Shakespeare zeigte, die ſie zum Geſchenke bekommen. Mendelsſohn ſpricht ſehr jüdiſch. Er ſagte mir: Sie wiſſen wohl gar nicht, daß Sie noch einige Monate in Berlin bleiben? Ich habe es heute in einer Berliner Zeitung

geleſen. Um 9 Uhr ging ich fort in ein Caffeehaus, und ſuchte mich gedruckt in der Zeitung. Da ſteht: „Der geiſtreiche, (man nehme dieſes Wort hier in ſeiner höchſten Bedeutung) Dr. Börne aus Frankfurt lebt jezt hier und gedenkt einige Zeit hier zu verweilen. Es heißt er werde ſich bald mit einer liebenswürdigen Dame vermählen, die im Jahre 1783 gebohren iſt.“ Im Kaffeehauſe ſtrich ein Herr lange Zeit um mich herum. Endlich trat er zu mir. „Habe ich nicht die Ehre, den Herrn Dr. Börne zu ſprechen?“ — Der bin ich. — „Meine Ahndung! meine Ahndung!“ — „Ich habe ein Anliegen an Sie. Können Sie mir nicht ſagen, was die polniſche Geſellſchaft in Offenbach macht?“ — Die iſt ſchon ſehr lange aufgelöſt. — „Ich war in der Sache verwickelt.“ — Wen habe ich die Ehre zu ſprechen? — „O meine Ahndung, meine Ahndung! mein Name iſt zu unbekannt, als daß er Sie intereſſiren könnte. Ich heiße Löwenthal und bin Privatlehrer. Meine Ahndung! meine Ahndung!“ — Ich dachte auf gut Frankfurtiſch . . . . . mit deiner Ahndung; ſagte aber auf gut Berliniſch: Es hat mich ſehr gefreut, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Heute Abend bin ich zum erſtenmale von meinem Grundſatz abgewichen und habe eine Berliner Merkwürdigkeit zu ſehen verſäumt, aus Faulheit. Nehmlich, ein bal paré im Schauſpielhauſe, wo der König und der ganze Hof hinkömmt. Es iſt der lezte dieſen Winter. Ich hätte Schuhe anziehen müſſen, die Entree koſtete faſt 3 Gulden, und ich wäre doch nur eine Viertelſtunde dort geblieben. Es war aber Unrecht. — Ja, Bärbelchen ich fühle, daß die weite der Entfernung von Dir trauriger iſt als deren Dauer. Als ich heute Deinen Brief las, betrübte es mich, daß noch zwei meiner Briefe auf dem Wege waren, von denen Du noch nichts erfahren, und welche Du noch nicht beantworten konnteſt. Und ſo

umgekehrt mit Dir. — Es ſchlägt 1 Uhr. Gute Nacht. Das Geld von meinem Bruder verwahre, bis auch das Quartal der Polizei wird eingenommen ſeyn, wozu ich in 8 Tagen die Quittung ſchicken will. Dann ſollen nach meiner zu gebenden Anweiſung Schulden davon bezahlt werden. Aber Bärbelchen, wäre nicht bald Zeit von unſern Frühlingsplänen zu ſprechen? Wo und wann zuſammenkommen? Ich muß doch meinen hieſigen Aufenthalt und fernere Reiſe darnach einrichten. Koppenhagen habe ich aufgegeben, doch will ich nach Hamburg. — Empfangen No. 8. — Sontag d. 2. Merz.

B. g. W.

---

7) Berlin d. 4. Merz (Dienſtag) 1828.

Als dieſen Morgen Dein Brief kam, lag ich noch im Bette und die Thür war verſchloſſen. Der Briefträger pochte mich aus dem Schlafe und da kam ich mir vor wie ein reiſender König, den man unter dem Donner der Kanonen ſüß anredet. Dein guter Carl und ſein Herz waren in großer Verwirrung. Nakt war ich und ſollte mich erſt ankleiden ehe ich den Brief öffnete, und noch hundert andere Sachen verrichten. Aber ich war geduldig aus Ueppigkeit und ließ mein Glück recht dick und ſüß einkochen. Ich ließ mir ſogar erſt Thee machen, als etwas ungewöhnliches, holte die Schachtel herbei, und nahm die Zuckerplätzchen heraus. Dann las ich Deine allerſüßeſten Zeilen und war glücklicher als im Paradieſe, wo man vielleicht Anisplätzchen bekömmt aber gewiß keine Briefe. Aber wie kamſt Du nur auf den Gedanken, daß ich mich anſtrenge durch meine biographiſche Genauigkeit? Wenn ich Äußerlichkeiten erzähle, ſo geſchieht es nur weil dieſes der einzige Weg iſt, mir meine Gedanken und Empfindungen

in Erinnerung zu bringen. Ja, die Mariane ist bezaubernd; nur Dir würde sie nicht gefallen, weil Du so bescheiden bist. Aber mein Ideal ist sie nicht, Du bist mein Ideal, und sie gleicht Dir nur so viel, als die Wirklichkeit einem Ideale gleichkommen kann. Ich beobachte sie, wenn sie sich mit den Gegenwärtigen unterhält, es ist ganz Deine liebevolle und herzliche Art. Sie zieht keinen vor, sezt keinen zurück, und ist in Gesellschaft zu gut ihr Herz zu zeigen. Mir sagte sie schon längst: ich habe niemand in Berlin der mich interessire, und der Beifall eines Mannes wie Sie ist mir werther als alles. Mit dem, was mir die Herz neulich von ihrem vergangenen Leben erzählte, hat es seine Richtigkeit, ich habe mir es umständlicher erzählen lassen. Sie hat zweimal unglücklich geliebt, den Koreff, der sie gar nicht erhört und den Marialva, der sie getäuscht — beide Wahlen ihrer unwürdig. Ich fragte die Herz, ob wohl Mariane noch heirathen würde? Sie meinte, ja, wenn sich eine Gelegenheit fände. Ich will mir die Sache überlegen. Die Eine hat 20000 Gulden, die Andere so viel Thaler. Die Eine ist 1783 gebohren. die Andere mehrere Jahre später. Die Eine hat einen Bei-Hans, einen Schaltgeliebten, die Andere würde nur ihren Mann lieben. Aber Dein Bärbelchen ist so gut! Gut? Hat sie Dich nicht einst vor ihrer Thüre jammern lassen wie einen Pudel? Aber Du kennst sie schon zehen Jahre und die Andere erst wenige Tage! Wie! Ich kennte sie? Ich glaubte sie auch zu kennen als ein Hans kam, und schneller als der Blitz den Baum ihr Herz traf! Aber sie hat Deine Wechsel in Händen! Wechsel! O Gott! Geld oder nicht Geld! Seyn oder nicht seyn! Fort von mir hölliſche Gedanken! Ich bin Dein Bärbelchen, Dein auf ewig. Du hast gesiegt . . . Wie gefällt Dir dieser Monolog, ist er nicht à la Hamlet? O Du schlaue! O

ich Dummkopf! — In einem hiesigen Blatte las ich gestern, unter der Aufschrift: Zur Berliner Conversation „Der geistreiche Doctor L. Börne aus Frankfurt am Mayn, früher Herausgeber der Wage, dessen kritische, scharfe Feder wirkungsreicher gewesen, als sein Name in Norddeutschland bekannt ist, befindet sich gegenwärtig hier, nachdem er auf einer größern Reise Weimar besucht hat. Er wird Berlin, das er seit zwanzig Jahren nicht gesehen, hoffentlich verändert finden.“ [57]) Wie glücklich muß einst meine Frau werden! Sie wird, sie weiß nicht wie, Frau geistreiche Doctorin. O Bärbelchen, hier müßtest Du mich sehen und hören, mit meiner Feyertags-Seele! Ich sage die artigsten Sachen und so allerliebsten kleinen Worte als sie nie von mir gehört worden sind in Frankfurt. Die Saaling sagte mir neulich, ihr Schwager Dr. Heise habe erklärt: ich sei der liebenswürdigste Mensch, der ihm seit Jahren vorgekommen. Und zu bedenken, daß Heise im Hause Mendelssohns gelebt, wo sich alle interessante Fremden versammeln. Heil der Gattin eines solchen Mannes! Die Herz und die Saaling haben schon oft mit mir davon gesprochen, wann wir uns heirathen würden, und wir sollen hier her ziehen, es wenigstens versuchen, und es würde Ihnen gewiß hier gefallen. Gestern habe ich vor der Herz mein ganzes Herz ausgegossen und mit Begeisterung gesprochen von Jeanette, wie sie ist, aber (damit Du nicht stolz wirst,) auch von Jeanette, wie sie seyn sollte. Da hat sie aufgehorcht! — Sonntag Mittag war ich bei einem jüdischen Bankier Lypke zu Tische. Ich athmete dort einige Mund voll Frankfurter Luft. Der Herr Bankier ist ein guter dicker Jude. Die Frau eine Lydie, die unaufhörlich von Theater und Literatur spricht. Ich ließ mich zwar nicht mit ihr ein, aber da waren einige Literarische Schmarotzer, die Rede standen und mich entsetzlich

langweilten. Die Schriftsteller hier werden sehr gefüttert. Der Geist gedeiht nicht dabei, die ich noch von ihnen kennen gelernt, behagten mir wenig. Sie geben alle ihre Freiheit einer Parthei, einer Cotterie hin. Ich hätte große Lust wie ein Wolf in diese Heerde Schaafe einzubrechen. Das Theater ist hier Hauptgegenstand des Gesprächs. Der König steht in diesem leidenschaftlichen Hange oben an. Aber die Zirkel, in welchen ich mich bewege und die Sie kennen, sind von dieser Schwäche frei, ich höre dort fast gar nicht vom Theater sprechen. Sonntag Abend wurde bei Mendelssohn eine Unterhaltung in den Gang gebracht, die mich sehr angenehm überraschte. Nehmlich Aufgaben von Charaden in Handlungen. Jede Sylbe des zu errathenden Worts, und endlich, wie bei Charaden üblich, das ganze Wort, wird, statt gefragt, pantomimisch dargestellt. Es gehört viel Scharfsinn dazu. Ich will Ihnen durch Beispiele die Sache deutlich machen. Ein Theil der Gesellschaft, etwa zehen gingen in ein Nebenzimmer, sich dort zu costumiren. Da kamen sie nun zuerst als Chinesen gekleidet heraus, sezten sich neben einander auf die Erde, und wackelten mit den Köpfen wie die Gypserne Pegoden. Das war die Sylbe ja. Zum zweitenmal erschien ein Gott als Statüe auf einem Piedestal, eine Flöte am Munde. Es wurde ihm geopfert, und um ihn getanzt. Das war die Sylbe Pan. Endlich wurde ein Morgenländischer Fürst vorgestellt, der Europäischen Gesandten Audienz gab. Das war das ganze Wort Japan. Zweite Charade: Wilde lagern sich um ein Feuer. Ein Europäer wird herbeigeschleppt. Sie fallen freßbegierig über ihn her, ihn zu verzehren. Einer reißt ihn immer dem andern aus der Hand. Das ist die Sylbe Gier. Ferner: Eine Dorfschule wird vorgestellt. Der Schulmeister sagt den Kindern a vor, welches sie nachplärren. Das ist die zweite Sylbe a. Zur

dritten Sylbe wurde durch eine Fee ein verstecktes Mädchen hervorgezaubert — Fee. Endlich das Ganze zu bezeichnen, trat ein aus mehreren Männern und Kindern, zusammengesezter Giraffe ins Zimmer. Das Spiel ob zwar viel Zeit dazu gehört wegen der Costümirung ist sehr unterhaltend. Als man mir erzählte sie hätten neulich das schwehre Wort Birmanen[57a]) aufgeführt (Bier und Manen) machte ich mich ein wenig über die Frankfurter lustig und sagte: das hätten wir dort nie errathen; ja, noch mehr, wenn man uns auch dort gleich das ganze Wort Birmanen genannt hätte, würden wir auch nicht errathen haben, was es bedeute. „Aber mein Bärbelchen ausgenommen" — sezte ich hinzu. Wer ist Bärbelchen? frug ein Legationssekretär, der ein Gesicht hat, wie ein versiegelter Brief ohne Adresse. Ich warf ihm einen wüthenden Blick zu, und sagte: Elender, Du kennst mein Bärbelchen nicht? Du bist auch nicht werth sie zu kennen. Darauf erwachte ich und schrieb meinen Brief weiter. — Jean Pauls Wittwe[57b]) hat mich bitten lassen, sie zu besuchen. Dieser Aufsatz über J. Paul hat mich sehr bekannt gemacht. Bei Mendelssohn traf ich schon einige Male einen jungen blinden Menschen, der seit seinem achten Jahre das Gesicht verlohren. Er studirt. Wie heiter der ist! Er ist kein Berliner, aber schon lange hier. Es ist rührend wenn er erzählt, wie glücklich er in stiller Nacht wäre, wo er sich die schönsten Menschen und Landschaften ausmahle. Ich sezte mich zu ihm und dachte er kenne mich nicht. Aber da fragte er ob ich je in Kassel gewesen? Ich sagte, nein, ich würde aber bald hinkommen. Dort lebte eine Madame Sieber, die liebenswürdigste Frau die er je kennen gelernt, eine Anbeterin J. Pauls, die meine Denkrede entzückt. Sie habe sie ihm weit weit hin damals auf der Post zugeschickt. Wenn ich sie besuchte, würde sie ganz glücklich

seyn. Schön, dachte ich, hätte ich also in Kassel auch schon einen Hans! Aber Heil der Gattin eines solchen Mannes. — Die Ihnen erzählte Geschichte von dem traurigen Tode des Mädchens, das ein herabfallender Hammer getödtet, ist für ängstlich vorsichtige Leute sehr belehrend, also auch für Sie. Sie beweißt daß ängstliche Vorsicht, statt zu helfen, oft gerade ins Verderben führt, weil das tückische Schicksal immer neue Wege erfindet. Das Mädchen ging mit ihrer Freundin in der Nähe des Hauses, das mit einem Gerüste versehen war, und einen Thorweg hatte, der in eine andere Straße führt. „Wir wollen nicht vor das Haus vorbei gehen, sagte das Mädchen, es könnte etwas herunterfallen; wir wollen lieber durch das Thor hinten herumgehen. Sie that es, und unter dem gewölbten Thore, traf sie der Hammer, der vom Dache fiel. Er fiel nehmlich zuerst auf das Gerüste und prallte dann so zurück, daß er ins Thor hinein kommen mußte. Wäre das Mädchen ohne Ängstlichkeit vor das Haus vorübergegangen, hätte sie der fallende Hammer nicht berührt. — Ich habe der Mariane Saaling die Geschichte von ihrer Nichte auf dem Götzischen Balle erzählt, vom Sitzenbleiben, von dem Spottgedichte. Sie wußte nichts davon oder stellte sich als wisse sie nichts davon; vielleicht um meinen Bericht, mit dem schon erhaltenen zu vergleichen. Bei dieser Gelegenheit sagte sie mir: die Mariane Herz habe Verstand, aber zu ihrem Unglücke habe sie, sie Saaling, zum Muster genommen, und bei jeder blinden Nachahmung verliehre man. Die andere Schwester wäre ein sehr gutes Mädchen. — Es ist ein sehr angenehmer Scherz, ja es ist sehr witzig, daß Du meintest, wir wollten meine Berliner Reisekosten, auf einer Schweizerreise zu ersparen suchen. Aber Dein Ernst wird es doch wohl nicht seyn? Weib, ich will Dich beschweizern! Eingesperrt wirst Du diesen Sommer, nicht ausgehen, ja

keine Schuhe und Strümpfe darfst Du anziehen, bis mein Geld wieder herbeigehungert. Dagegen reise ich umher und erzähle Dir alles was in der Welt vorgeht. Du kannst indessen meine zerrissenen Socken flicken, aber ja nicht zu dick! — Ein Herr Emden, der hier wohnt, ein gebohrener Frankfurter, hat mich besucht. Mein Herz schlug ihm entgegen. — Das Theater habe ich nicht weiter besucht. Ich kann nicht dazu kommen und es macht mir keine Freude. Aber für die Schnapper wäre das eine Lust! Alle Tage drei Theater, die schönsten Ballete, fast so schön als in Paris. — Ich hörte diesen Abend, die Schwester der Sontag, die in Frankfurt bei Dr. Schmidt gewohnt . . Aber ich Esel, das haben Sie mir ja selbst geschrieben. Sie ist hier schon aufgetreten. Warum ist sie denn so schnell fort? — Dem Oppenheimer[57c]) können Sie im Allgemeinen sagen, daß man hier einen Thaler brauche wie in Frankfurt einen Gulden; doch das auf's Höchste, denn das billige Leben, lerne ein Fremder nie kennen. Ob sein Herziehen sonst räthlich, darüber muß ich mich mit Sachkundigen besprechen. So viel hab ich schon gehört, daß nach Verhältnis der Stadt es sehr wenige Portraitmahler hier gäbe. Die Regierung thut viel für die Kunst, es werden große Sammlungen angelegt, ein großes Museum ist gebaut worden. Über die Preußische Regierung habe ich meine Ansichten sehr geändert. Sie ist besser, als man bei uns weiß, ja sie ist gut. Bei Gelegenheit mehr davon. — Sie wären mir ein schöner Richter geworden! Kömmt eine von Heidelberg hergelaufene Person, die kein gutes Haar auf dem Kopfe hat und sagt Ihnen Dr. Börne sei eitel, und sogleich fällt Frau Criminalräthin Bärbelchen das Urtheil: Börne ist eitel. Aber die Beweise? Hat man Ihnen Beweise gegeben, und haben Sie sie gefordert? Übrigens ist es sonderbar, daß wenn die Leute eine zu gute

Meinung von uns haben und sie dann aufgeben, daß sie es dann uns zum Verbrechen machen. Habe ich denn gesagt, daß ich nicht eitel wäre? Ich habe höchstens behauptet, daß ich mich von der Eitelkeit nicht quälen lasse, wie andere Leute; wenn mir aber die müheloſe Befriedigung einer Eitelkeit Vergnügen gewährt, warum soll ich sie nicht genießen? Ubrigens ahnde ich gar nicht, worauf sich das beziehen kann, und lassen Sie sichs doch erklären. — Heute habe ich in Begleitung der Herz und einiger ihr verwandten häslichen Damen die Gypsabgüsse der Antiken gesehen. Beim Weggehen frug ich die Herz, wie viel man dem Castellan Trinkgeld zu geben? Rathen Sie wie viel? Drei Gulden nach unserem Gelde. Ich hätte des Teufels werden mögen, und verwünschte die gypserne Medizerische (!) Venus und meine häslichen alten Weiberchen. Da gefiel mir die Herz wieder gar nicht. Das Kunstwerk ergreift sie und sie begreift es nicht. Auswendig gelernter Enthusiasmus, triviale Gallerie-Bemerkungen und unterthänigste Huldigung jeder legitimen Fratze, ohne eigenes Urtheil ob dem Bilde auch Huldigung gebühre. Unaufhörlich! wies sie den armen Castellan zurecht, natürlich ein Papagey, der hersagt, was er auswendig gelernt. Vieles war mir bekannt, ich hatte die Originale in Paris gesehen. Aber zum erstenmale sah ich die Gruppe der Niobe, ein Trauerspiel in Marmor, das mich in der tiefsten Seele erschütterte. Sie steht in Florenz und muß von ungeheurer Wirkung seyn. Ich begreife nur nicht, wie so viele Kunstwerkbeschauer in einer öffentlichen Gallerie von ihrer Begeisterung reden können. Es fiele mir eben so schwehr, einer marmornen Niobe, als einer lebenden vor allen Menschen meine Liebe zu erklären. Und weil ich nicht geschwazt, warf mir die Herz nachher vor, ich sei so kalt gewesen. Mein armes Herz weiß gar nicht mehr, was es mit dieser alten Lieb-

ſchaft machen ſoll. Manchmal bin ich ihr gut, manchmal muß ich mich über ſie luſtig machen... Ich habe ſie ſo eben verlaſſen, ich habe den Abend bei ihr zugebracht. Es waren noch einige Herren da. So lange wir allein waren, ſpielten wir Schach. Sie war weiß angezogen und hatte einen weißen Turban um den Kopf. Während ſie auf das Brett ſah, ſah ich ſie unbemerkt an. Ihr faltenreiches Geſicht erſchien mir als ein Vorhang, hinter dem ſich ihre einſtige Schönheit verſteckt hielt. Ich zog ihn weg, aber es war nichts dahinter. Ich war ſo gerührt, daß ich mir die Königin darüber nehmen ließ. O die grauſame Zeit, die alles zerreißt und zermalmt ehe ſie es verſchlingt! Dann fing ſie aber mit einem Kunſtkenner ein Langes und Breites von Gemählden zu ſprechen und da machte ich mich wieder über ſie luſtig. „Das Fleiſch dieſes Mahlers gefällt mir nicht . . ſein Fleiſch iſt gut . . ſein Fleiſch iſt zu ſchwammig . .“ ſo ging es in einem fort; mir ward ganz übel. Ich glaubte bei einem Mezger zu ſeyn. — Die Damen hier werden Abends auf der Straße oft von jungen Herren angeredet und zudringlich behandelt. Zu einer alten Frau, einer Freundin der Herz, kam neulich ein Herr auf der Straße und fragte: Kann ich das Vergnügen haben, Sie nach Hauſe zu begleiten? — Warten Sie nur, bis wir an eine Laterne kommen, erwiederte die Alte. — Den jungen Herren geht es aber auf der Straße nicht beſſer von Seiten der Damen. Was Dein kleiner Carl ausſteht, das glaubſt Du gar nicht. Ich darf ohne Bedienten mich Abends nicht auf die Straße wagen. Kömmt aber wieder einmal ein Mädchen und frägt mich, ob ich ſie nicht nach Hauſe begleiten wolle, werde ich ihr auch antworten: Warte nur mein Kind, bis wir an eine Laterne kommen. Aber (im Ernſte) welche ſchöne Dinge ſind mir ſchon geſagt worden, über die Lebhaftigkeit meiner Züge,

über meine schönen Augen! Und von Wem? In Frankfurt haben die Leute keinen Geschmack. Nur Du hattest den Geschmack mich zu wählen, und Heil Dir darum! Dein guter, treuer, lieber, schöner, geistreicher

Carl.

5. März erhalten Nr. 9.

---

8) Berlin. Freitag d. 7. Merz 1828.

Freitag steht oben, aber erst heute Samstag konnte ich den Brief anfangen. Ach! was sind die berühmten Leute geplagt. Ich komme manchmal in Verzweiflung. Habe ich ja einmal eine glückliche Stunde, wo keine Unruhe mich stört, zerstört die Zerstörung von Corinth, die bei mir wohnt, mir solch eine seltene glückliche Stunde. So heißt ein Trauerspiel im Manuscript, das ein junger Dichter meinem Urtheile unterworfen. Der unheilbringende Jüngling ist mir empfohlen worden und ich darf ihn nicht abweisen. Izt lauscht er nun angstvoll auf jedes meiner Worte, schwebt zwischen Tod und Leben, und jammert mich so sehr, als ich mir selbst jammere. Welche Freude hatte ich vorgestern Abend! da ich um 7 Uhr als ich grade in den Wagen steigen wollte, Deinen Brief bekam, den ich erst den andern Morgen erwartete. Aber ich bin nicht zufrieden mit Deinen Briefen. Nicht mehr als drei Seiten, und das Maas verfälschst Du wie ein Jude. Ausgestrichene Worte, Gedankenstriche, und alles wird benuzt einen ehrlichen Christen zu verkürzen. Aber nein, Deine Gedankenstriche sind schön, ich mußte darüber lachen. Also beständig bist Du? Du hast Dich noch gar nicht verändert? Und ich? O die Weiber! Sey nur ruhig. Ihr taugt alle nichts. Eine ist immer schlimmer als die Andere, und das ist Euer Glück. Wir werden endlich so

klug einzusehen, es sey am besten bei der stehen zu bleiben, die wir gerade lieben, weil sie wenigstens besser seyn wird als ihre Nachfolgerin. Du armes Bärbelchen, hat denn Dein Schnupfen hoch steigen müssen als er in den Kopf stieg? Der kleine Schnupfen wird wohl recht müde geworden seyn. Wer war denn die demantne Gesellschaft, die gerade bei Dir war als mein Brief kam? Warum nennst Du die Leute nicht? Es waren gewiß ungeschliffene Diamanten. Und warum mußtest Du in das kalte Zimmer gehen als mein Brief kam? Und warum läßt Du das Schlafzimmer nicht heizen, wenn Du nicht wohl bist? Sollen etwa durch diese Oekonomie meine Reisekosten ersezt werden? Ja wohl, gutes Bärbelchen. Ich weinte dabei, als ich meinem Hausherrn das Lied vorsang, aber vielleicht hat er es nicht gemerkt, es waren nur drei Thränen in beiden Augen. Doch wenn ich im Vorbeigehen in seinen Laden sehe, scheint es mir immer, als lachten mich die Commis aus. Er heißt Logier. Sein Bruder, auch hier, ist berühmt durch ein neues musikalisches System[58]), das er aufgestellt. Von Heine las ich neulich in einem hiesigen Blatte, er wäre sehr krank in München. Doch ist die Nachricht sehr alt, er muß also wieder hergestellt seyn. Man erzählte mir hier, der König von Baiern habe ihn eigentlich nach München berufen.[59]) Ohne ihm gerade eine bestimmte Stelle anzuweisen, habe er versprochen für ihn zu sorgen. Der Hans hat viel Glück bei Königen und Königinnen! Was heißt Dachles?*) Das habe ich vergessen. Aber Dich und den geliebten Milchkuchen werde ich nicht vergessen. Unsere Déjeuners, ja, die waren himmlisch! aber wer wehrt es uns, sie wieder zu haben? Es ist doch Zeit, daß wir darüber sprechen, wann und wo wir wieder zusammenkommen, und wann und wo,

*) Vielleicht = tachliss = Endzweck.

Du Deinem ehemaligen Freunde es mit Thränen der Reue abbitten wirſt, daß Du ihn ſo genannt haſt. Ich muß doch vorher wiſſen, wie ich meine Reiſezeit zwiſchen hier, Hamburg und andern Orten zu vertheilen habe. Wenn gedenkſt Du von Frankfurt wegzugehen? Noch einmal vorher nach Frankfurt zu kommen, wird doch für mich durchaus nicht angehen, und Du würdeſt es mir auch nicht rathen. Es wäre hinderlich für unſere Pläne. Alſo friſch Deinen Kopf angeſtrengt und überlegt. — Humbold würde ich wohl gern kennen lernen, aber ich habe Niemand, der bei ihm einführt. Auch iſt er viel bei Hofe und wenig zu Hauſe. Es iſt doch ſonderbar, daß hier wirklich nur die Juden oder getaufte Juden Häuſer machen, und die Chriſten faſt gar nicht. Chriſtliche reiche Kaufleute giebt es hier wenige, und die übrigen Stände, die Staatsbeamten und Solche haben kein Geld. Ich bemerke das deutlich an einem Wiener vornehmen Herren, der bei der Oeſterreichiſchen Geſandtſchaft attachirt vor vierzehn Tagen hierherkam und dem es an mannichfaltigen Empfehlungen nicht mangeln kann. Wo und ſo oft ich irgend wo hinkomme in dem Kreiſe meiner Bekannten, finde ich ihn auch — Beweis, daß er anderswo nicht eingeladen wird. Bei Hegel hat der Gans verſprochen mich einzuführen, der Windbeutel hat aber bis jezt nicht Wort gehalten. Es kann auch ſeyn, daß dieſer Herr nichts von mir wiſſen will, wegen meiner Schrift gegen die kritiſche Geſellſchaft, deren Director er iſt. Die Herren haben ſich ſehr über mich geärgert, da ſie fühlten, ja es geſtanden, daß ich Eindruck mache. — Die Berechnung über meine Wechſel habe ich endlich begriffen. Ich konnte immer nicht ausmitteln, wo die Zinſen hingekommen, und ich fragte mich: wo bleibt die Katz? Jezt weiß ich, wo ſie ſteckt. — Bitten Sie Samuel, das Polizeigeld am 15. Merz von Schulz einkaſſiren zu laſſen, und

ihm einen Gulden zu geben. Nächstens will ich Ihnen das Verzeichnis meiner Schulden schicken, daß sie bezahlt werden vom vorräthigen Gelde. Von meinen Diners und Soirees will ich nicht weiter sprechen; ist etwas besonderes dabei zu bemerken, dann thue ich es. Ich komme auch in Häuser, an die ich keine Empfehlungen hatte, von hiesigen eingeführt. Was ich in Frankfurt vom hiesigen schlechten Leben gehört, habe ich durchaus falsch gefunden. Der Luxus hier beim Essen ist nicht so groß als wie bei uns, das kömmt aber daher, weil sie in Frankfurt nur selten Feten geben, hier aber jede Woche, und weil sie dort nur mit Essen und Trinken bewirthen können, aber hier auch mit geistigen Unterhaltungen. Das Essen und der Wein ist so gut, oft besser als bei uns. Spargel und junge Erbsen, wie bei uns im Sommer, alle mögliche Weine, ach! und welche Austern! Viermal so groß als die Pariser. — Ich spiele hier zuweilen Schach, mit der Herz, mit der Madame und der Mamsell Mendelssohn. Diese leztere ist auch eine von den Romanen-Charaktern, die ich mir in meinem Gedächtnisse zu skizziren suche. Etliche und funfzig Jahre alt, das sieht man ihr an; aber gebildet und geistreich, und ich habe keine Beweise dafür. Sie hat ein beredtes Schweigen. Der lange Aufenthalt in Paris gab ihr eine merkwürdige feine Haltung. Sie nimmt sich nicht einmal die Mühe mehr im Stillen zu beobachten, sie kennt die Welt auswendig. Ich spielte gestern Schach mit ihr und ließ sie die Partie gewinnen, mit vieler Geschicklichkeit. Man hat auch verstanden. Kein Lob über meinen Sonntags-Aufsatz, der hier hundertmal mehr gefällt als in Frankfurt, war mir schmeichelhafter als das der Demois. Mendelssohn. Sie sprach von der „unnachahmlichen Feinheit" darin, und ich dachte, das müßte eine Pariserin doch verstehen. Die M. Saaling hat den Aufsatz in einer und der nehmlichen

Gesellschaft schon dreimal vorlesen hören. Über meine alte gute Herz machen sich die Leute sehr lustig, weil sie sich wie ein junges Mädchen kleidet, Hals und Brust offen trägt, und lieber vom Teufel als von Alt seyn reden hört. Sogar die gute Mariane spottet ihrer. Ich vertheidige sie und im Ernste. Das Alter ist ein Uebel, denke ich, und wenn man ein unvermeidliches Uebel, das man fühlen muß, nicht auch *sehen* will, und die Augen zumacht, ist denn das zu tadeln? Es wird keiner der Herz ins Gesicht sagen, sie sei alt und wenn sie selbst es sich vergessen machen kann, wem schadet das? Die Weiber sind alle so. Die M. Saaling meint zwar, sie sei anders, sie habe schon längst angefangen, sich alt zu kleiden (und das ist wahr!). Aber sie kleidet sich nicht ihrem Alter gemäß, sie kleidet sich *älter* als sie ist, und das ist ganz die nehmliche Eitelkeit. Sie weiß recht gut, daß ihr die alte Haube gut steht, und daß es schön klingt, wenn sie sagt: sie wäre ein hübsch' alt Mädchen. Aber es ist doch mit so einer altgewordenen Geliebten, wie die Herz, die man nach einem Vierteljahrhundert wieder sieht, eine ganz komische und schurrige Sache! Neulich schrieb sie mir: „Wenn Ihr Diner Ihnen noch etwas Lebenskraft läßt, so kommen Sie zu mir, wir spielen Schach und trinken Thee. H." Ich dachte: Ey, was braucht man Lebenskraft zu Schach und Thee? Wenn sie nun zu Dir spräche zwischen Schach und Thee: „Mein Freund, Sie lieben mich schon 25 Jahre. Ihre Standhaftigkeit rührt mich, Ihre Treue verdient Belohnung? —" ich kam nicht. — Ich versprach Ihnen, die Billets zu schicken, die ich hier bekommen würde, und Sie erinnerten mich an mein Versprechen. Ich dachte anfänglich, man würde mir häufig schreiben; es ist aber nicht geschehen. Ich sehe meine Bekannten zu oft als daß es nöthig wäre, und ich besitze blos einige unbedeutende Zeilen von der Herz, der Varnhagen

und einigen Herren. Selbſt geſchrieben habe ich noch keine, als geſtern zum erſtenmale eines an die M. Saaling, das ich für Sie abgeſchrieben und es Ihnen hier mittheile, ob ich zwar recht gut weiß, daß das geſcheidte Bärbelchen mich ehrlichen Tölpel auslachen wird, der ihr alles ſo haarklein und offenherzig erzählt. Wir Männer ſind gar zu edel! — „Guten Morgen mein Fräulein. — Ein Brief hat es doch „recht gut in dieſem Leben! Er darf kommen, ſo oft und ſo „früh er will, braucht nicht zu ſchellen, ſich nicht anmelden zu „laſſen und nicht zu fürchten, daß er abgewieſen werde. „Ich möchte wohl ein Brief ſeyn, bis zum grünen Vor„hang, hinter ihm aber wieder lieber ein Menſch. Ich „ſchicke Ihnen dies Billett durch die kleine Poſt, um ſie zu „verſuchen, ob ſie ſicher ſei, ob geſchwind und wie lange „es währe, bis man eine Antwort erhält — wenn man eine „erhält. Ich muß dieſes alle wiſſen, wegen meiner künftigen „Beſchreibung von Berlin. Die gute Madame Mendels„ſohn hat mich auf Mittag einladen laſſen. Nehmen Sie „Theil an meiner Freude, deren größter Theil Sie ſelbſt „ſind. Die Einladung kam noch ſpät geſtern Abend, und „Ihrem armen Freunde war ſehr bange den ganzen Tag, „ſie möchte nicht kommen. Als ich Sie vorgeſtern Abend „verließ, ſchrieb ich noch viel nach Frankfurt von zwei „Schweſtern, die mich der gute Gott, der mir immer „gnädig war, auf meinem Wege finden ließ. Von der Einen „ſchrieb ich: „Sie iſt hold — und dieſes Wort hätte ich „für ſie erfunden, wäre es nicht ſchon da geweſen.“ Welche „von beiden Schweſtern habe ich gemeint? Die oder der „es errät, bekömmt drei Pfannkuchen von Schauß. — Ich „küſſe Ihnen die Hand, mein theures Fräulein, mit der „herzlichſten Ergebenheit.“ — Wie gefällt Dir das? Kann man das Billet nicht gegen den Huſten brauchen, iſt es nicht wie gekochter Kandiszucker? Die Antwort werde ich

erſt heute bekommen und ich theile ſie Dir auch mit. — Geſtern Abend führte mich Gans in einen ihm verwandten Familienzirkel, wo zur Feyer des Geburtstags des 70jährigen Hausvaters eine große Fete war. Juden, und jüdiſche Juden, das war komiſch. Sehr glänzend, und die Weiber haben Lotto geſpielt, wie bei uns. Und Freitag Abend, und geſtrickt und doch jüdiſch! — Vor einigen Tagen ſtarb ein fünfjähriges Kind. Man legte es in den offenen Sarg um es den andern Tag zu begraben. Nachts kam es zu ſeiner Mutter ans Bett, und ſagte: Mutter, nimm mich zu Dir, es friert mich. — Vorgeſtern da Glatteis war, fielen ein Mann und eine Frau, Eheleute, auf der Straße und brachen beide jeder ein Bein, er das rechte, ſie das linke. Iſt das nicht romantiſche Treue? — Im Waſſer wurde eine maskirte Dame, mit auf dem Rücken gebundenen Händen gefunden. Sie wurde alſo hineingeworfen. — Der König hat gegen eine Belohnung von 5000 Thaler einen Mann hierherberufen, der ein Mittel erfunden hat, vom Stammeln zu befreien.[60]) Jeder Geheilte zahlt eine gewiſſe Summe und muß ſchwören das Mittel keinem mitzutheilen. Es iſt wunderbar, was der menſchliche Geiſt nicht alle erfindet! Es iſt keine Medizin, keine Operation, keine Übung. Der Mann giebt nur dem Stammelnden eine gewiſſe Regel, und darauf können ſie ſprechen. Ein verheirateter Sohn Mendelsſohns, ein großer Stammler, wurde auch auf die Art geheilt. Er ſagt: es wäre ganz unbegreiflich, wie nicht jeder von ſelbſt auf das ſo einfache Mittel fiele. — Ein neues Luſtſpiel: der Kammerdiener[61]) macht ſeit einigen Tagen viel Aufſehen. Der Haupt-Charakter iſt eine getaufte Jüdin, die ihre Abſtammung vergeſſen machen will, von Juden nichts hören kann, und nur chriſtlichen Umgang ſucht. Sie verliebt ſich in einen gebildeten Chriſten, der ihre Bekanntſchaft

ſucht und macht, und der feine Herr iſt ein verkleideter Kammerdiener. Das iſt eine Geſchichte wie in den précieuses ridicules von Deinem neuen Hans.[62]) Es ſollen gewiſſe jüdiſche Damen, die man nennt, im Stücke portraitirt ſeyn. — Gewiß habe ich den Hitzig[63]) beſucht, aber nicht gefunden. Er war auch bei mir und traf mich nicht. Wir haben uns aber außer dem Hauſe geſprochen. — Nennen Sie mir doch den Advokat von Reinganums Geſchwiſtern? — Sie kennen doch die Händel-Schüz[64]) dem Namen nach? Schauderhafte Dinge hat man mir von ihr erzählt. Sie ſoll eine wahre Medea ſeyn. Nach ihrem erſten Manne heirathete ſie, als ſie auf der hieſigen Bühne war, den Dr. Meyer, einen Arzt. Sie bekam vier Kinder von ihm. Der Meyer ward ihrer überdrüſſig, ließ ſich von ihr ſcheiden und heirathete eine Andere. Da ſchwor ſie ihm ewige Rache. Sie wolle die Furie ſeyn, die ihn und Alle die ihm gehörten, verfolgte, bis ſie von der Erde vertilgt wären. Als des Dr. Meyers zweite Frau im erſten Wochenbette lag, trat die Händel mit gezücktem Dolche vor ſie hin, und blieb in der ſchrecklichſten Geſtalt, die ſie von der tragiſchen Kunſt gelernt, toddrohend vor ihr ſtehen. Darüber entſezte ſich die Wöchnerin, ſo daß ſie immer kränkelte und endlich, nachdem ſie noch einige Kinder gebohren, ſtarb. Auch alle Kinder ſtarben. Die Händel nahm zwei ihrer eigenen Kinder mit nach Halle, und die Kinder ſtarben bald. Zwei Söhne behielt aber Dr. Meyer bei ſich. Als der Eine erwachſen war, ging er nach Halle auf die Univerſität. Bald darauf erhielt der Vater die Nachricht, er habe ſich erſchoſſen. Der zweite Sohn ſtudirte auch und wie durch einen Fluch des Schickſals getrieben, ließ er ſich von ſeinem Vater nicht abhalten, nach Halle zu gehen, wo ſeine Mutter wohnte. Nach einem Jahre kehrte er nach Berlin mit unbeſiegbarer Schwermuth

zurück. Vergebens drang lange der Vater in ihn, zu sagen woran er leide. Endlich gestand er dem Vater, er könne seine Güte nicht länger ertragen, er verdiene sie nicht, er sei nicht sein Vater. Die Mutter in Halle habe ihm gesagt, daß sie alle von einem andern Vater wären. Meyer suchte ihn zu beruhigen, indem er ganz fest überzeugt, die Kinder der Händel seien von ihm. Der Sohn ließ sich aber nicht enttäuschen, blieb schwehrmüthig und erschoß sich endlich. Als die Händel Nachricht von dessen Tode bekam, schrieb sie dem Meyer: jezt sei ihre Rache voll. Sie habe die beiden Söhne, sie in Verzweiflung zu stürzen, glauben gemacht, sie hätten einen anderen Vater; ihm aber, seinen Schmerz zu vergrößern, wolle sie in Wahrheit sagen, daß er wirklich der Vater von ihren Kindern gewesen. Seine fernere Bestrafung überließe sie dem Himmel. Der Dr. Meyer, sonst der schönste und blühendste Mann, kränkelt jezt elend dem Tode zu. — Adieu, Bärbelchen. Fühlst Du nun, wie es einem zu Muthe ist, wenn die lezte Seite des Briefes leer bleibt? Bessere Dich.

Dein Charles.

Nr. 10 erhalten Samstag d. 8. Merz.

---

9) Berlin Montag d. 10. Merz 1828.

Deine lezten Briefe, gute Seele, sind so gar lieb, daß ich Dir untreu geworden bin und über das Bärbelchen von jezt, das Bärbelchen von sonst vergessen habe. Die Uebel die Du hattest, haben mich nicht betrübt, Deine schnelle Genesung hat mich nicht lächeln gemacht, weder über das eine noch über das Andre erstaunte ich — ich fand das Alle so natürlich. Die Menschen haben immer auf gleiche Weise geliebt und gehaßt und nur in gleichgültigen Dingen haben sie sich unterschieden. Es war mir klar bewußt,

mein vieles und mein warmes Reden von der M. S. würde Dich unruhig machen, aber ich dachte: es ist nicht zu vermeiden und es wird vorübergehen. Einem Schlimmeren als ich bin hätte ein böser Dämon zugeflüstert: Wie! nicht zu vermeiden wäre es gewesen? Hättest Du nicht schweigen können? — mir wagte er nicht so etwas zu sagen. Doch hast Du freilich meine Bekenntnisse etwas mehr misdeutet als zu entschuldigen ist. Du hast vergessen, worüber ich mit Dir so oft gesprochen, daß ich seit einiger Zeit eine große Leidenschaft zur Menschenjagd gewonnen habe, daß ich begierig nach ihnen suche wie nach Gemählden, nach Bildwerken. Mein Geist und mein Herz haben vierzig Jahre Gedanken und Empfindungen gesammelt, aber das sind Landschaften, unbelebt, die Figuren mangeln und ich muß diese auch hineinzubringen suchen, wozu mir meine Reise Gelegenheit geben wird und wozu ich diese auch eigentlich unternommen. Nun tritt mir in der M. S. ein so höchst künstlerischer Stoff, ein so merkwürdig ausgesprochener Charakter entgegen. Ich sammele ihre Züge und wie könnte ich sie, zur einstigen Gestaltung anders befestigen, als indem ich Dir von ihr schreibe. Es ist Liebe zur Kunst, Bärbelchen, nichts als Liebe zur Kunst. Was sie überdies für mich so anziehend macht, sind ihre Tugenden, die sie mit Dir, und ihre Fehler, die sie mit mir gemein hat. Nie ist mir ein so unverschlossenes Frauenzimmer, ja kaum ein Mann solcher Offenheit vorgekommen. Was sie nicht sagt, blickt sie, was sie nicht blickt, seufzt sie, und was sie weder sagt, noch blickt, noch säufzt, das ist gewiß nicht in ihr. Ich glaube, sie könnte eine Liebe, die sie hegte, nicht eine Stunde verschweigen. Sie hat gewiß viele Feinde unter den Weibern, denn da diese alle die nehmlichen Geheimnisse haben, so verräth jede Unbesonnene, die ihre eigenen Geheimnisse bekennt, zugleich die ihrer

Schwestern. Die M. S. theilt jeden Eindruck, den sie empfangen, augenblicklich mit. Sie macht sich, wenn sie aus einer Gesellschaft kömmt, über alle Personen lustig die ihr misfallen, und da sie Witz hat muß sie sehr beleidigen, wenn ihre Äußerungen bekannt werden, wie dieses unvermeidlich ist. Ihre Schwester Julie ist eben so. Ich habe bei diesem und jenem angeklopft um zu hören was man von ihnen hält. Ich habe sie noch nicht loben hören. Wenn es geschah, vielleicht aus Rücksicht für mich, weil ich mein Wohlgefallen an ihnen aussprach, geschah es doch mit Einschränkung, mit Achselzucken — „man müsse sich über manches hinaussetzen," hieß es. Aber gestern hörte ich zum erstenmal ohne Rückhalt und leidenschaftlich gegen die M. S. eifern, und zwar von Robert und seiner Frau. Nun steht zwar dieses Paar in keinem großen Ansehen bei mir, indessen möchten doch die Thatsachen, die gegen die S. vorgekommen alle wahr seyn, nur daß Gutgesinnte wie ich, sie milder auslegen möchten. Ich will so viel wie möglich, mit Roberts und seiner Frau eigenen Worten erzählen, was ich gehört. „Die Heyse, nun, die lasse ich hingehen; aber mit der Mariane bleiben Sie mir nur weg. Das ist eine ewige Lüge, sie hat immer sich und andere belogen. Ich kenne sie von ihrem 9ten Jahre an. Sie ist immer eine Närrin gewesen. Bald hatte sie eine Tasse, (!) bald etwas Anderes in das sie verliebt gewesen. Sie ist eine Anempfindlerin. Von Marialva hatte sie geglaubt, er würde sie heirathen, ein dummer fader Mensch, der in Wien zwanzig Freudenmädchen die Ehe versprochen. Sie wurde katholisch. Jezt redet sie sich ein, sie wäre katholisch. Sie ist eine Proselitenmacherin, zieht junge Leute an, die sie bekehrt, wenigstens für den Katholizismus empfänglich macht. Neulich bei Mendelssohn hat sie kein Fleisch gegessen, weil Fasttag war. Mit der (Mademoiselle)

Mendelsſohn hält ſie Conventikel, und dieſer nehme ich's noch mehr übel, als der Saling. Die Saling hat keinen Verſtand, aber die Mendelsſohn hat einen tiefſinnigen philoſophiſchen Geiſt. Und ſie iſt doch auch nur katholiſch geworden, weil ſie ſonſt Sebaſtiani nicht ins Haus genommen hätte . . . Sie ſpricht immer von ihrem Wohlthun, von ihren Krankenbeſuchen. So was muß man geheim halten. Es iſt gerade, als wollte man auf der Straße laut ausrufen: ich bin verliebt, bin verliebt! Frau Robert: Haben Sie neulich gehört, wie Sie vom räudigen Schaaf geſprochen? O ich hätte ihr mögen . . . (dabei machte ſie eine Bewegung mit dem Arme, die ausdrückte: ich hätte ihr mögen ins Geſicht ſchlagen.) Ich wollte ihr ſagen: ſo werden die Juden auch geſprochen haben, als Sie katholiſch geworden ſind — aber mein Mann hat mich zurückgehalten." . . . So weit Roberts. Das räudige Schaaf habe ich ſelbſt mit angehört. Ich ſprach nehmlich vom katholiſchen Pfarrer Fell[65]) in Frankfurt, der proteſtantiſch geworden und fragte, ob ſie ſein Büchelchen geleſen? Sie antwortete: Nein. Ich muß geſtehen, daß ich den Fell immer als einen ordentlichen Mann gekannt; aber — ſie zuckte die Achſeln, — was liegt an einem räudigen Schaafe? — Auch mit der Proſelytenmacherei mag es ſeine Richtigkeit haben. Als ich einmal mit der Julie von der Demoiſ. Mendelsſohn ſprach, und dieſe mir ſagte ſie ſei eine Proſelytenmacherin, ſezte ſie hinzu: Aber ich bitte Sie, ſagen Sie das meiner Schweſter nicht wieder. Zu dieſer Anklage mußte ich noch hinzuſetzen, daß die M. S. gern gefällt, daß ſie, mit welchem Manne ſie ſich auch unterhalte, ihr Lächlen ſo bezaubernd als möglich zu machen ſucht, was gewiß ſehr unrecht iſt. Sie ſollte es mit mir nur allein ſo machen. Übrigens kunſtliebe ich ſie doch, trotz ihrer Fehler; Dich aber mein

Bärbelchen naturliebe ich mit ganzer Seele. Darum werde nicht eiferſüchtig, wenn ich oft von ihr ſpreche und bedenke, daß es ſehr verſchieden iſt, ob man etwas auf oder in dem Herzen habe, von dem man ſich durch Mittheilung frei zu machen ſucht. Du biſt viel edler als jene. Du weißt kaum etwas von Deinen herrlichen Eigenſchaften, jene aber kennt die ihren und ſtellt ſie hervor. — Jean Paul's Wittwe habe ich beſucht. Als ſie gleich bei meinem Eintreten, mit mir von meiner herrlichen Rede auf Jean Paul, von meiner „Anhänglichkeit für den Geiſt" ihres Mannes zu reden anfing, glaubte ich, ihre Stimme wäre gerührt und ihre Augen ſchwämmen in Thränen. Bald aber gewahrte ich, daß ihre Stimme ſchwanke von zu ſchnellem Laufen, und daß ihre glühende Kohlenaugen immer naß ſind. Eine ſolche Plapplies iſt mir noch nicht vorgekommen. Als ich die hundert Millionen Worte berechnete, die dieſe Schwätzerin während einer 30jährigen Ehe ihrem Manne vorgeplaudert hat, kam mir Jean Pauls Tod gar nicht ſo unglücklich vor. Sie ſpricht lauter unnützes Zeug, verbrauchte Sentenzen aus dem vorigen Jahrhunderte und aus dem Titan. Aber ſie ſpricht von den 60 Bänden ihres Mannes herab, die ihr zum Piedeſtal dienen, mit großer Zuverſicht. Sie hat eine aufgeworfene Naſe und mag in ihrer Jugend eine muntere neckiſche Brünette geweſen ſeyn. Mich ließ ſie während einer halben Stunde gar nicht zu Worte kommen; keine Zehen Worte gönnte ſie mir. Ich war recht froh, als ich die Schwätzerin hinter mir hatte. — Es hat mir jemand anvertraut, die hieſige Regierung wolle eine offizielle Theaterzeitung ſtiften, um dem irre geführten Geſchmacke des Publikums eine beſſere Richtung zu geben, und man denke an mich als Redacteur. Ich habe den Jemand ausgelacht, und geſagt, ich ſei gar nicht der Mann zu ſo etwas und er möge

das nur in meinem Namen erklären. Ist das nicht närrisch — eine ministerielle Theaterkritik? Ein Auftrag an Dr. Reis. Der Professor Casper[67]) hier, ließe den Dr. Mappes[68]) in Frankfurt dringend bitten, ihm doch die fortgesezte Anzeige des Sieboldschen Journals, so bald als möglich zu schicken. Wenn er aber nicht könne oder möge, es ihm doch gleich wissen lassen, damit er diese Arbeit einem andern übertrage. Bitte, diesen Auftrag ja gleich zu besorgen. — Nach Frankfurt möchte ich nicht gern kommen. Ich mahle mir das so schön aus, wenn wir uns in der schönsten Frühlingszeit am Rheine wieder sähen, und den Rhein zum Aufenthalte zu wählen, würde doch wegen Ems das schönste seyn. Und Sie gingen voraus und richteten alles ein und empfingen Ihren ehemaligen Sklaven und zukünftigen Gebieter. Godesberg wäre am besten. Aber mit wem sollen Sie reisen? Müssen Sie ein Frauenzimmer mitnehmen? Mit meiner Reise nach Hamburg muß ich auf jeden Fall warten, bis die Jahreszeit gelinder wird. Denn Hamburger haben mir gesagt, es bleibe dort lange kalt. Spätestens werde ich den 15. April von hier abreisen. Dann rechne ich 4 Wochen für Hamburg, Braunschweig, Hannover, Göttingen, Kassel. Über Gießen, Wetzlar und Ems (wo ich mir einstweilen Logis bestelle) an den Rhein.*) — — — — — — — — Am 15. Mai wäre ich bei Dir. Empfehlungen nach Hamburg werde ich vollauf bekommen. Von Koppenhagen stehe ich ab, weil man mir sagte, daß vor dem Juni diese Seereise nicht angenehm wäre. Ich werde in Cuxhaven, 15 Meilen von Hamburg, die See erblicken. Wenn mir Zeit übrig bleibt, gehe ich auch nach Lübeck und Bremen. Die Wege von hier nach Hamburg sind

*) Hier ist im Original eine Stelle unleserlich gemacht.

uninteressant und schlecht. Keine Chaussee. Ich weiß noch nicht, wie ich hinkomme. Wahrscheinlich mit dem Postwagen und Nachts liegen bleiben. — Diesen einliegenden Brief an Dr. Stiebel habe ich offen gelassen, weil Sie doch die Neugierde geplagt hätte, ihn zu lesen. Versiegeln Sie ihn, und wenn die Oblate trocken geworden, besorgen Sie ihn in Stiebels Haus. Sollte er Ihnen die Antwort nicht gleich den andern Tag schicken, lassen Sie ihn doch durch Ochs daran erinnern. Es wäre doch schön, wenn ich mit geheilten Ohren zurückkehrte. — Die Thüre an meinem Schlafzimmer hat ein Held der Dir gleicht, machen lassen. Zwei Schlösser und drei Riegeln, so daß die Thüre nach aussen einmal und nach innen fünf Mal verschlossen werden kann. Außerdem ist inwendig eine Art Glockenspiel angebracht, das ertönt, sobald jemand die Thüre öffnet. Eine für mich sehr wohlthätige Einrichtung; denn da man durch das Schlafzimmer geht, um in meine Wohnstube zu kommen, so würde ich ohne den Glockenklang nicht hören, wenn jemand kömmt und es würde mir leicht etwas gestohlen werden. Man hat sich hier sehr vor Dieben zu hüten, und die Leute verwahren sich auf eine auffallende Weise. In angesehenen Häusern klingelt man dem Bedienten, und dann öffnet er mit einem Schlüssel das Zimmer worin die Herrschaft ist, so daß diese immer eingeschlossen bleibt, und nur von innen aufmachen kann. Nun denke Dir, wie süß mir der liebe Glockenklang tönt, wenn er mir den Briefträger meldet, dessen Viertelstunde ich fast berechnen kann. So gut verwahrt ist mir noch nichts gestohlen worden, als . . . errathe was? Es ist eine Million werth. Doch hoffe ich, es bei Dir wieder zu finden. — Gestern war ich bei einem Buchhändler Schlesinger[69]) eingeladen, dem Vater desjenigen, der in Paris eine Musikhandlung hat. Ein einaugiger, ekelhafter

Kerl und ich schlug die Einladung ab. Nun hörte ich heute Hegel, Spontini und andere interessante Leute hätten da gegessen. Da that es mir Leid. Ich werde keine Einladung mehr abweisen; die Menschen der verschiedensten Art sind hier so vermischt, daß man sie oft an Orten findet, wo man sie nicht erwartet. Ich werde diese Woche irgendwo bei Tische den Fouqué finden, der mich höchlich interessirt. — Hier besteht eine Sonntagsgesellschaft[70]) von Gelehrten, die sich „der Sonntagsgesellschaft" nennt und druckt, um merklich zu machen, daß sie am Sonntage, nicht aber der Sängerin Sontag wegen zusammenkomme, welches man vielleicht glauben könnte, wenn sie sich sprachrichtig die Sonntagsgesellschaft nennte. Welche Pedanterie! — Bitten Sie den Reinganum, er möchte sich doch einmal auf dem Stadtgericht vertraulich erkundigen, was sie wegen meines Prozesses beschlossen. — Die Julie Saling hat sich in aller Schnelligkeit meine Wage, Zeitschwingen, die sie in Frankfurt zurückgelassen, verschrieben. Mütterchen, conservire Dich so gut, wie meine alte Wage. Der wird hier noch die Cour gemacht, als wäre sie ein junges Mädchen. Die alte Schachtel hat Glück. Ich war unterdessen bei Hitzig gewesen. Er sprach mit mir von der Sammlung meiner Schriften, aber auf Subscribentensammeln kam er nicht zurück und ich fand es nicht passend davon zu sprechen. Die Werke hier drucken zu lassen, davon räth mir hier jeder selbst ab, wegen der Zensur. Ich habe also jezt nur noch in Hamburg zu versuchen, ob mir ein Buchhändler mehr als Cotta dafür bietet. — Wie traurig ist es doch, wenn Leute von Stande, und anscheinend behaglicher Lage, im Stillen Mangel leiden, und Unterstützung so wenig fordern dürfen, als man sie ihnen schicklicher Weise anbieten darf. In dieser Lage befindet sich die Staatsräthin Uhden, eine wackere Frau, von der ich Ihnen schon geschrieben

habe. Ihr Mann hat ein Paar tausend Thaler Gehalt, aber das reicht nicht aus, und sie müssen sich so einschränken, daß sie keinem ein Glas Wasser anbieten können. Was sie nehmlich in so große Verlegenheit sezt sind die großen Ausgaben, welche ihr die schon Jahre lang dauernde Krankheit einer Tochter verursachen. Ein elendes verwachsenes Geschöpf, das immerfort Krämpfe hat, und wenn die Krämpfe periodisch aufhören, tritt der schrecklichste Wahnsinn ein, der dann wieder den Krämpfen Platz macht. So wechseln diese beiden Übel mit einander. Die Uhden hat dieses Mädchen, obzwar nur ihre Stieftochter, leidenschaftlich lieb. Wie traurig ist es nun zu hören, wenn die Uhden ihren vertrauten Freunden klagt, wie viele Kosten ihr dieses Mädchen, das nicht zu heilen ist und nicht sterben kann, oft in einer Nacht verursacht! So viel für einen Wagen den Arzt zu holen, so viel für Blutigel, soviel für ein Bad. Oft zehen Thaler in einer Nacht. Da haben es doch wahrlich entschieden arme Leute die sich im Spital behandeln lassen, weit besser. — Haben Sie nicht gehört, ob meine Mutter bald wieder nach Frankfurt kömt? — Was macht Pfarrer Kirchner?[70a]) — Hier sagt jedermann Lieber, besonders die Damen. Ich heiße lieber Börne, lieber Doctor Börne, und wenn man sich trifft giebt man sich die Hand. Das Handküssen ist seit 20 Jahren sehr aus der Mode gekommen. Sie vergessen doch nicht vom lieben Börne alles zu grüßen? — Fragen Sie doch auch den Dr. Reis um seine Meinung wegen der Russischen Bäder.[71]). — Dienstag d. 11. Merz. Erhalten Nr. 11.

So lang, so lang, hab' i mei Schatz nit gesehe!

---

10) Berlin, Donnerstg d. 13. Merz 1828.

Was habe ich Dir getan Jeanette, daß Du mir heute nicht geschrieben? Der süße Klang meiner Thürglocke brachte mir keinen Brief. Ich habe einen Festtag verlohren. Der Puls meines Lebens ging bis jezt so regelmäßig, was hat ihn in Unordnung gebracht? Ich glaube, meine Sünden sind Schuld daran. Ach, liebe Mutter, ich habe mich schlecht aufgeführt, ich wage es Dir kaum zu gestehen. Erstens, habe ich mir gestern mit der Pfeife ein großes Loch in den Schlafrock gebrannt, aber ein ganz großes grade in der Bordüre, durch und durch, man kann eine Hand durchstecken. Zweitens — kannst Du mir vergeben? Ich habe mir 6 Halstücher stehlen lassen. Das hat kein anderer gethan als mein Spitzbube von Bedienten, dem ich unbewacht, den Schlüssel zu meiner Commode anvertraute, die im Nebenzimmer steht. Ich will von nun an vorsichtiger seyn. Aber mir darum nicht zu schreiben, die Strafe ist zu grausam! — Ich hatte mir in mein Taschenbuch, den Geburtstag der Marie Kramm,[72]) den 13. Merz notirt, ich wollte ihr an dem Tage eine Aufmerksamkeit bezeugen, aber mein Portrait hat das schon abgemacht. Nun fand ich heute in einem hiesigen Blatte,[73]) ein Gedichtchen an eine Louise, an ihrem Geburtstage d. 13. Merz. Da es auch für eine Marie paßt, habe ich es ausgeschrieben und hier beigelegt. Geben Sie es ihr und sagen Sie, ich hätte das Gedicht für sie gemacht. — Heute habe ich des Bildhauers Rauch Monument für die Königin Louise[74]) gesehen, wohin seit einigen Wochen ganz Berlin strömt. Rauch hat zehen Jahre ganz im Geheim daran gearbeitet. Als er es kürzlich fertig hatte, ließ er den König kommen und zeigte es ihm. Dieser war so bewegt, daß er ohne dem Künstler ein Wort zu sagen, wieder fort ging. Man bewundert dieses Bildwerk. Der Kopf der

Königin soll sehr ähnlich seyn, und diese Königin wird als eine Heilige verehrt, weil sie gestorben an den Leiden ihrer Zeit, für eine bessere also. Aber mir misfiel es sehr. Die Königin liegt auf einem Ruhebette ausgestreckt. Schläft sie, oder ist sie todt? man weiß es nicht, und dieser Zweifel in dem wunderschönen Kopfe ist vortrefflich ausgedrückt. Aber die Lage des übrigen Theils des Körpers ist nicht gut. Die Beine so unedel über einander gelegt, die Drapperie so kokett, so Ballettänzerartig, und das Ganze überhaupt so weich wie Butter. Am meisten amüsierte mich das Geschnatter der umstehenden Zuschauerinnen, besonders der Alten, die gleichzeitig mit der Königin Louise jung gewesen. — Ich komme aus einem Conzerte,[75]) das eine Sängerin im Saale des Schauspielhauses gegeben. Der Saal ist zauberisch schön. Eine höchst sinnige Vereinigung von Pracht und Zierlichkeit und von Reichthum und Geschmack. Weißer Marmor und Gold und Grün und Rot und Säulen und die Gallerie, Nebenzimmer, in Nischen die Büsten aller dramatischen Dichter und Tonkünstler und Schauspieler die sich berühmt gemacht, es ist alles wundervoll, und ich habe noch auf keinem Theater einen gemahlten, einen Dekorations-Saal gesehen, der so mahlerisch gewesen als dieser wirkliche ist. Er mußte auch mich entschädigen für das langweilige Conzert, wohin mich Mad. Mendelssohn geführt hatte. Da hätten Sie auf drei neben einander stehenden Stühlen drei große Männer ihrer Zeit sehen können: den Komponist Meyer Beer, Spontini, und den deutschen Fielding, den berühmten Dr. Börne, dem heute außer 6 Halstücher, auch noch ein paar schwarze Beinkleider und eine Weste gestohlen worden ... das Geheimnis ist heraus, die Brust ist frei. O zürne nicht, himmlisches Herz, ich will es nicht mehr thun, nie mehr. — Lindenau wird Sonntag Abend von hier abreisen und

Mittwoch Abend in Frankfurt seyn. Ich werde ihm keinen Brief mitgeben, aber die versprochenen Sonette Deines Hans an Mad. Robert. Nicht wahr, ich habe Dir Deinen Hans versalzen? — Freitag d. 14. Merz. — Ach der schöne dicke Brief! Du wirst aber schlecht dafür belohnt werden. Mein heutiger wird kurz werden. Ich war gestern so verstimmt, daß ich keine Lust hatte zum Schreiben, und heute habe ich keine Zeit. O du stolze Patriotin! frage Deine Mutter, frage Dich selbst was Birmanen ist. Und wenn Du's weißt, woher weißt Du es? Von mir. Du hast Füße unterm Tische der Gelehrsamkeit. — Warum hast Du denn das Dampfschiff nicht auch von innen gesehen? Hättest Du denn jezt Mut Dich hinein zu setzen? Ich las heute in der Berliner Zeitung: Das Frankfurter Dampfschiff sei inwendig nicht so elegant als die Andern. — Sei nicht bös Bärbelchen, daß dieser Brief so kurz. Der nächste soll um so größer werden.

Empfangen Nr. 12.

Dein Charles.

---

11) Berlin Sonntag d. 16. Merz 1828.

Ich mag doch den Lindenau nicht ziehen lassen, ohne ihm einige Zeilen mitzugeben. Ich thue es ungern, darin bin ich ängstlich, der Post traue ich mehr. Tausend und tausend Grüße. Für die Kürze des lezten Briefes gebe ich Entschädigung. Ich lege die Sonette des Heine an Robert bei. Welch' ein Hans! Lassen Sie sich von Lindenau erzählen was er von mir weiß, er weiß aber nicht viel. Sollte er diesen Vormittag noch zu mir kommen, zeige ich ihm das große neue merkwürdige Loch in meinem Schlafrock, damit er Ihnen eine Beschreibung davon mache. Adieu. B.

---

12) Berlin. Montag d. 17. Merz 1828.

Was haſt Du mir für einen vernünftigen Brief geſchrieben! Voll Sie's und Verdrüslichkeiten. Er iſt zum Einſchläfern vernünftig. Und ich war durch die Erwähnung des Reinganums Prozeß grade in die rechte Stimmung gegen die — — —*) gekommen.**) — — — — — — — — — Wenn ich Dich zum Nachdenken aufgefordert, ſo meinte ich gar nicht unſere Sache, die ich für ausgemacht anſah, ſondern nur den Ort unſeres vorläufigen Zuſammenkommens, wo wir die Ausführung des Plans beſprechen wollten. Hätte ich das Berathen des Zimmern[76]) für zweckmäßig gefunden, hätte ich ihn bei meiner Herreiſe ſchon beſucht, wo ich nahe an ſeinem Orte vorbeikam. Von Hamburg aus liegt es ganz ab, und es wäre eine eigene große Reiſe dahin. Reinganum hat es, ich weiß nicht ob mir, oder Ihnen ſelbſt ſchon geſagt, daß Zimmern in der Sache nichts thun kann; denn wollte man es ja durchſetzen, daß Chriſten und Juden ſich heirathen, müſſe man im Weimarſchen Bürger werden. Zimmern kann höchſtens nützen, um für unſere Perſönlichkeit zu haften, wenn wir etwa andere, ſonſt zum Heirathen erforderliche Förmlichkeiten nicht erfüllen könnten. Das können wir aber an jedem andern Orte auch erreichen, wo wir Bekannte haben. Die Herz iſt ſehr dagegen, daß Du eine Jüdin bleiben ſolleſt. Sie ſagt, das wäre ein gezwungenes Verhältnis, das gar nicht nütze; wenn Sie Ihrer Mutter das Heiraten verheimlichten, könnten Sie das Taufen auch verſchweigen. Die einzige Schwierigkeit finde ich nur darin, daß wir die verſchiedenen Beſcheinigungen umgehen, die man gewöhnlich von ſeiner

*) Hier ſind zwei Worte unleſerlich gemacht.
**) Hier ſind fünf Zeilen im Original unleſerlich gemacht.

eigenen Regierung beibringen muß, wenn man im Auslande heirathet. Und dieſe zu umgehen iſt uns nothwendig, weil ſonſt in Frankfurt die Sache nicht verſchwiegen bliebe. Ich werde mich hier erkundigen, wie ſtreng oder nachſichtig man in dieſem Punkte im Preußiſchen ſei, beſonders wenn es eine mündige Dame betrifft, die 1783 gebohren. Alſo iſt es ausgemacht, daß Du mit der Auguſte zuſammenkommſt? Nun, ich habe nichts dagegen, nur daß Du beſonnen bleibſt, und Dich in keine unabänderliche Verhältniſſe einlaſſeſt. Aber am Rheine oder in deſſen Nähe muß es ſeyn. Wenn ich nur ohngefähr wüßte, wie bald Du Dich mit der Guſte anſiedeln wirſt, daß ich meine Reiſe darnach einrichten. Ich ſehne mich ſehr nach Dir und ich werde, ſo bald Du Frankfurt verläſſeſt Dir folgen und ſollte ich auch die ganze Hamburger Reiſe darüber aufgeben. Aber, da fällt mir bei — wird denn der Guſte Sommeraufenthalt nicht bedingt werden durch ihre Eltern? Daß ſie nehmlich, um in deren Nähe zu bleiben, ſich einen unangenehmen Aufenthalt wählt, etwa Darmſtadt, Aſchaffenburg? Das wäre doch traurig! Doch auch in dieſer Beziehung wäre der Rhein zu wählen, da man mit dem Dampfſchiffe jezt in wenigen Stunden von Frankfurt hinkommen kann. Nach Deinem Briefe zu urtheilen, haſt Du Schmidt mit großer Gleichgültigkeit wieder geſehen. Iſt das ſchön, gegen alte Freunde ſo zu erkalten? Nein, das iſt nicht ſchön. Nicht einmal von ſeinem Geſundheitszuſtande haſt Du mir ein Wort geſchrieben. Wenn es dem Schmidt und der Auguſte in Berlin gefallen, warum ſind ſie nicht hier geblieben? Mir gefällt es hier ungemein gut, und ich bin überzeugt, daß es Dir auch gefallen würde. Man macht ſich bei uns von den Berlinern eine falſche Vorſtellung, man hält ſie für übergebildete, glatte, herzloſe, verſchrobene Menſchen. Dieſes

ist gerade das Gegenteil. Sie sind die einfachsten, bescheidensten, herzlichsten Menschen, die mir je vorgekommen. Man findet bei uns, bei Mangel aller Bildung, viel mehr Ostentation, viel mehr Falschheit und Verschrobenheit als hier. Der Luxus ist weit geringer als in Frankfurt, und die Leute hier richten ihre Lebensart nach ihrem Vermögen ein, und sie werden von den Reichen darüber gelobt und geachtet. Wie viele habe ich hier schon ganz unbefangen von ihrer ökonomischen Lage sprechen hören, und wie sie dies und jenes unterlassen müssen aus Mangel an Geld. Für Gelehrte ist übrigens Berlin ein kleines Eldorado. Sie werden respektirt und gefüttert, sie können alle Tage zu Gaste gehen. Mit Paris ist nicht ausführbar, nicht für Schmidt, nicht für uns und nicht für uns zusammen. Für Schmidt nicht, weil er durchaus die Charlatanerie und das savoir vivre nicht hat, ohne welches man in Paris kein Glück macht. Für uns nicht, weil uns Geld fehlt. Für uns zusammen nicht, weil Paris, bei unserer Aller häuslichem Sinne, bei seiner ungeheuren Größe und seiner Fremde für uns ein Dorf wäre, in dem wir, wie in einer Einsamkeit, einer auf des andern Umgang angewiesen wären, so daß wir von einander abhingen. In Berlin wäre dieses minder lästig, da jeder leichter seinen eigenen Kreis suchte. Doch ist unser Zusammenleben überall, und ob es räthlich sei, wohl zu bedenken. Gott weiß es, daß ich dabei auf mich gar keine Rücksicht nehme. Du wärest gern mit der Auguste zusammen, und was Deine Zufriedenheit vermehrt, vermehrt meine um doppelt so viel. Aber überlege, ob Dein all zu gutes, all zu schwaches Herz Verbindungen solcher Art nicht gefährlich machen, ob Du Dir nicht Sorgen zuziehst, die Du von Dir zu entfernen nie die Kraft hättest. Du wirst Schmidt's Familienverhältnisse kennen lernen, er-

fahren ob von ihnen mehr Freude als Leid zu erwarten. Dann prüfe Dich und beſchließe was Du willſt. — Was Du mit meinem Gelde machſt iſt mir Recht. Frage Sachverſtändige und thue was Du willſt. Wem es anzuvertrauen iſt noch zu überlegen. Speyer wäre unſchicklich. Wer ſoll die Coupons beſorgen? Aber ich begreife nicht, warum Du mit Deinem eigenen Gelde nicht ebenſo verfahren willſt. Deine Mutter braucht ja nicht zu wiſſen, daß Du es in Frankfurt zurücklaſſeſt. Du kannſt ja ſagen, Du hätteſt es mitgenommen. Es wäre ja auch nur für die erſte Zeit, denn an dem Orte wo wir künftig lebten, würden wir auch natürlich unſer Geld placiren.*) — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ja wohl will ich Dachles[77]) lernen; ich meyne zu heirathen, wäre aller Dachles Anfang. Nach dem Schwehren iſt das Übrige leicht. — Ach, was iſt mir ſo angſt vor Deinem nächſten Briefe, wo ich meine Beſcherung wegen des verbrannten Schlafrocks und der geſtohlenen Sachen bekommen werde. Warum ich offenherziger Narr Dir auch alles ſagen muß! Iſt das Liebe! Ach, die Liebe! Was ſagſt Du dazu, daß ich von neuem verliebt bin? Mit der Mariane S. iſt es nichts mehr. Bei mir heißt es nicht blos: ein anderes Städtchen ein anderes Mädchen, ſondern ſogar: ein ander Stübchen, ein ander Liebchen. Neulich — es war ein milder Frühlingsabend und ich ſeufzte alte Seufzer — traf ich in einer großen Geſellſchaft bei der Herz, ein Mädchen von edler Geſtalt. Sie hatte eine römiſche Naſe und Spaniſche Augen. Sie ſehen und lieben war ſo verbunden wie wir — nehmlich unzertrennlich. Sie ſprach ſo einfach, ſo herzlich, ſo freundlich. Und wer war die Holde? — Schillers Tochter![78])

*) Auch hier iſt wieder eine Stelle unleſerlich gemacht.

Ist das nicht romantisch? Aber der Teufel soll sie doch holen, und die ganze deutsche Nation mit ihr! Schillers Tochter hat kein Geld! Schillers Tochter kam nach Berlin um Hofdame bei einer Prinzessin zu werden! Schillers Tochter wurde nicht für würdig gehalten Hofdame zu werden und wurde abgewiesen! Schillers Tochter wollte eine Hofdame werden! . . Als 130 Jahre nach Corneilles Tod, Voltaire erfuhr, daß eine Ur-ur-Nichte des Dichters in trauriger Lage lebe, ließ er das Mädchen kommen, veranstaltete eine neue Ausgabe von Corneilles Werken, schrieb Noten dazu, und verschaffte dem Mädchen von dem französischen Volke eine jährliche Rente von 30000 fr. und stattete sie aus und verheiratete sie an einen Edelmann! Das sind Hunde! — In der nehmlichen Gesellschaft lernte ich den Bildhauer Rauch kennen.*) . . . [Frau Robert] Das ist eine Frau! Bei der kann man die Anatomie der Verhältnisse studieren. Als sie her kam, — ihr Ruf war ihr Courier, — haben sich die Damen gedreht und gewendet, ihr nicht zu nahe zu kommen. Aber sie hat es durchgesezt bei den Männern, und sie kömmt in die ersten besten Gesellschaften. Ich bin überzeugt, und ganz Berlin ist es, daß ihre Aufführung besser ist als ihr Ruf. Sie ist ihrem Manne treu aus Indolenz. Sie suchte nichts, als ihre Schönheit allgemein anerkannt zu sehen und hat dies erreicht. Aber eine so schmuzige Person im Hause ist mir noch nicht vorgekommen. Sie und der Mann, ein Paar Schweine sonder Gleichen. Sie hat keine Seele, und sie amüsiert mich nur, weil ich mich über sie lustig mache, ohne daß sie es merkt. Und so wie sie ist macht sie doch Gedichte, besonders in Schwäbischer

*) Eine hier folgende Stelle über Rauchs Tochter ist von mir ausgelassen.

Mundart, von ganz unbeschreiblicher Anmuth und Feinheit. Ich war ganz erstaunt darüber. Was doch ein Mensch nicht alle vereinigen kann! — Eine Frau von Bardeleben[79]) habe ich kennen gelernt, eine Dichterin. Sie hat Zähne wie ein Eber, und fletschte sie auf eine furchtbare Weise, als sie mir erzählte, wie sie vor fünf Jahren mein Bild entzückt, nehmlich das Houwaldsche.[80]) Aus Freude mich kennen zu lernen, hätte sie mich beinahe aufgeknackt. — Mit Fouqué habe ich zu Mittag gegessen. Ein rothbackiger, dicker, guter funfzigjähriger Preußischer Major mit grauem Schnurrbarte, ganz artig, ganz gewöhnlich. Vom Schimmel und von sonstigen Ritterpferden, die mehr Verstand haben als ein bürgerlicher Mensch schwieg er zwar bei Tische, doch sprach er von den Kreuzzügen, und meynte das Dichten sollte zünftig seyn, dann wäre es besser. Er ist auch ein Anbeter der Madame Robert. Was hat die für Thiere vor ihren leichten Wagen gespannt! Wenn ich nur begreifen könnte, warum diese Frau den Männern, besonders den betagten so gut gefällt. — Diese Woche erhielt ich eine Einladung zum Essen, wo auch Humbold hinkam. Ich war schon anderswo versprochen. Das hat mich sehr geärgert. Humbold soll ein äußerst liebenswürdiger Gesellschafter seyn, und in einem fort erzählen. Ich begegne ihm wohl noch. — Felix Mendelssohn hat eine Ouvertüre zu Shakespeares Sommernachtstraum komponiert, die ganz vortrefflich seyn soll. Nun hatten neulich die Eltern die große Freude zu erfahren, daß diese Ouvertüre in Stockholm, am Hofe mit vollem Orchester aufgeführt worden ist und so sehr gefallen hat, daß sie zweimal gespielt werden mußte. — Ich habe heute schon zwei artige Billets von Damen bekommen, eines von der Mariane S. und das andere von Madame Mendelssohn. Hätte ich sie nur gestern gehabt, hätte ich sie dem Lindenau mitgegeben.

Die M. S. hat unterdeſſen etwas in meinen Augen verlohren, und was ſie verlohren, hat ihre Schweſter Julie gewonnen. Aber es bleibe alles unter uns, ſo wohl Gutes als Böſes. Die Mariane iſt eitel, ſehr eitel. Sie ſpricht von ihren Triumphen, von ihren wohlthätigen Handlungen mit allzugroßer Unbefangenheit. Vielleicht ſpricht ſie mehr davon weil ſie nichts verſchweigen kann, als aus Prahlerei. Aber was ihren Charakter betrifft — rathe einmal, mit wem ich ſie vergleiche? Du wirſt Dich wundern — Sie iſt der weibliche Sichel![81]) Nun, das iſt ſo ſchlimm noch nicht; denn der Sichelſche Charakter beſtand weniger in Fehlern, als in einer gewiſſen Miſchung von Tugenden und Fehlern. Aber ich fürchte, ich fürchte, ich werde noch einmal die gute Dame mit einer Perſon vergleichen müſſen, der ähnlich zu ſeyn, nicht ſchön und nicht ehrenvoll iſt. Ich fürchte, ſie hat etwas von der — Jettchen Sichel.*) Es iſt unglaublich! Sie iſt ſo unterhaltend, witzig, ſo gebildet, viel gebildeter als ihre Schweſter, und doch eine Närrin! Und noch vor 8 Tagen habe ich den Robert, der mir dies ſagte ausgelacht! Aber lache Du mich nur nicht aus, wegen meiner ſchlechten Menſchenkenntnis. Ich habe es Dir vor meiner Abreiſe geſagt, daß ich die Leute ſchildern werde, wie ſie mir erſcheinen, und wenn ſich meine Anſicht ändert, dieſes ehrlich geſtehen. Wahrhaftig die Fanny Ochs hatte auch recht, als ſie mich eitel nannte. Ich habe mich geſtern auf eine Eitelkeit ertappt, die merkwürdig iſt. Ich, der ich ſo ſelten im Briefſchreiben bin, und dies wahrlich eben ſo ſehr aus Blödigkeit, als aus Trägheit und Unfreundlichkeit, und Proſa ſchreiben, das ich doch verſtehe — ich ließ mich vom Teufel ver-

*) Auch hier ſind einzelne Worte im Original geſtrichen, ſo daß der Satz unverſtändlich iſt.

ſuchen und überreiche der M. S. ein Gedicht! Ich dichten! Zu meiner Beſchämung und Buße will ich es Dir mittheilen. Ich muß Dir aber zuvor den poetiſchen Unſinn erklären. Die S. war nehmlich auf Samſtag Abend irgendwo eingeladen, wo ich ſonſt auch hinkomme, aber weil es ein Familienfeſt war, den Tag nicht gebeten wurde. Ich fragte ſie, wie ſie ſich kleiden würde? Und ſie ſagte: in ſchwarz Atlas mit goldenen Ketten u. dergl. Da fingire ich nun folgendes. Aber werde nur nicht eiferſüchtig, Bärbelchen! Du weißt wir Dichter lügen ganz entſezlich, ganz ungeheuer.[82])

Ich fühle das Wehen der ſeidnen Nacht,
Seh' wie Mondlicht Deinen Nacken ſtrahlen
Und Männerblicke ſchleichen leiſe ſacht —
Ach dürft' ich hehlen, was ſie ſtahlen!

Blumendüft' aus Deinen Augen quellen, —
Dein Lächeln von Praxiteles gemeiſelt —
Dein Koſen gleichet Purpurwellen
Im Abendroth auf ſtillem See gekreiſelt.

Ring an Ring und Reiz an Reiz umkränzen
Deine holde zauberiſche Geſtalt;
Ich ſehe Sterne durch Thränen glänzen —
Fern iſt der Himmel, nahe die Gewalt.

Ich fühl' der goldnen Kette Zug
Und darf nicht folgen ihrem Ruf.
Ach, gab es Schmerzen nicht genug,
Daß Gott noch dieſen Schmerz erſchuf?

Es gelang mir nicht, doch konnt' ich's wagen!
Mächt'ge Zauberin, es iſt Dir gelungen;
Was ſonſt gefühlt, konnt' ich nur ſagen —
Dies iſt Dein Lied, Du haſt Dich ſelbſt beſungen.

Das Gedicht wurde wohlgefällig aufgenommen, und zu den übrigen gelegt, die ſie von Schlegel, Göthe, dem Könige von Baiern, und Andern beſizt. Das war eben

die Eitelkeit, die mich verführte. Ach! Bärbelchen, was wirst Du an mir zu waschen haben, wenn ich wieder nach Hause komme. Ich stecke in Sünden über und über. Aber mein größtes Verbrechen bleibt doch der Diebstahl der Kleider und Wäsche. Darüber, fürchte ich, giebst Du mir keine Absolution. — Als ich heute zu einem jüdischen Tabackshändler kam, mir Taback zu kaufen und dieser durch einen gewissen Anlaß meinen Namen erfuhr, war der Mann ganz außer sich vor Freude, führte mich hinauf zu seinem Schwiegervater, zur Schwiegermutter, zur Frau, welche sämtlich meine sämtlichen Werke verehren. Die guten Leute regalirten mich mit einer Pfeife und mit Bier. Muhr heißt er und wohnt auf der Königstraße.[88]) Fragen Sie Lindenau, ob er ihn kenne? — Adieu unvergleichliches Bärbelchen. Du bleibst doch das schönste Gedicht, und das Gott selbst für mich gemacht. Zwar kommen ungereimte Stellen darin vor; aber so genau muß man es mit dem lieben Gott, der so etwas nur in den Feyerstunden zu seiner Erholung macht, nicht nehmen. Gruß an alle und besonders an Ihre Schwester Fanny. Aber der Fanny Ochs erzähle nichts von meiner Zerknirschung. Das würde sie gar zu stolz machen.

Dein Charles.

(Erhalten Nr. 13) Dienstag d. 18ten.

---

13) Berlin d. 21. Merz 1828. Freitag.

Als ich den Brief an Stiebel beilegte, fiel mir gar nicht ein, Du würdest, ehe Du ihn gelesen, einige Minuten in Angst schweben, ich wäre krank und melde dieses. Du hast mich daran erinnert, und ich habe lachen müssen, wenn ich mir lebhaft vorstellte, wie Du zwischen beiden Briefen

schwankteſt, welchen zuerſt zu leſen. Du biſt doch manchmal ein komiſches Äffchen, liebes Bärbelchen. Aber ich ſchwöre Dir bei Deinem Affenthum, daß ich das Bad nicht gebrauchen werde, auch wenn mir Stiebel es anrathen ſollte. Es eilt ja nicht, und ich werde ja hoffentlich noch länger taub bleiben. Aber bin ich nicht ein rechter Thor, daß ich, Willens mich zu verheirathen, mein Gehör zu verbeſſern ſuche? Übrigens iſt die Natur und Einrichtung des Bades anders als ich ſie mir vorgeſtellt, und ich hätte, wäre ſie mir früher ſo bekannt geweſen, weniger bedenklich angefragt. Ich dachte nehmlich, es wäre eine heftig geheizte Stube, und ich hatte Angſt davor, weil ſchon ein gewöhnlich zu warmes Zimmer mir übel macht. Es iſt aber nicht ſo. Es iſt ein großer Saal voll Dämpfe, die durch Aufgießen von kaltem Waſſer auf heiße Öfen hervorgebracht werden. Man legt ſich nakt auf eine Bank, und geräth augenblicklich in den ſtärkſten Schweis. Da man nun gleich transpirirt, geräth das Blut nicht in Unruhe wie in gewöhnlicher Stubenhitze. Ich glaube, Reis wird Ihnen eine andere Meinung von der Sache beibringen, wenn er deren Beſchaffenheit erfährt. Doch bleibt es bei meinem heiligen Verſprechen, ohne Deine Einwilligung nichts zu unternehmen. — Über die Taſſen mit meinem Bilde bin ich recht erſchrocken. Wenn nur der Bing den Verſtand gehabt hat, die Unterſchrift wegzulaſſen, und auch den Staatsmann. Wie häslich würde ſich das ausnehmen! Kommen denn die Taſſen bald an? Sollte dieſes der Fall ſeyn, und ſollten ſowohl die Taſſen als die Bildniſſe ſchön ſeyn, dann bitte ich Dich mir doch zwei hierherzuſchicken, durch den Eilwagen. Jedoch nur, wenn ſie im Anfange Aprils hier ſeyn könnten. Ich würde einigen Freundinnen damit ein ſehr willkommenes Geſchenk machen. Der Bing würde ſie gehörig verpacken, und Lindenau die Verſendung auf

dem Eilwagen beſorgen. Ich möchte auch gar zu gern ein Paar von meinen Portraits hier haben, aber ohne Unterſchrift. Wenn Oppenheimer gute Abdrücke davon hat, ſchicke mir doch 2 davon her für meine Kebsfreundinnen. — Meinen Reiſeplan nach Hamburg habe ich große Luſt aufzugeben und gegen einen andern zu vertauſchen. Das Wetter iſt ſchlecht, wie gewöhnlich und überall im Merz und April, der Weg nach Hamburg eine Wüſte, und ohne Chauſſee. Ich würde mit einem Hauderer ſechs Tage brauchen. Die Witterung in Hamburg ſoll erſt ſpät angenehm werden und alle Welt frägt mich, was machen Sie in Hamburg? Ich will dem Frühling lieber entgegenreiſen als mich von ihm entfernen. Darum bin ich willens von hier nach Dresden, und von dort ſüdlich nach Nürnberg, Bayreuth, Bamberg, Würzburg zu reiſen, Gegenden, die ich noch nicht geſehen, und die ſehr intereſſant ſind. Stimmſt Du damit ein? — Es iſt aber mit Dir auch gar nichts zu machen. Ich dachte, wenn ich Dir erzählte, daß mir andere Leute auch gefiehlen, das würde Dich eiferſüchtig machen; ich dachte wenn ich Dir erzählte, daß ich anderen Leuten gefiehle, das würde Dich ſtolz machen. Aber Du biſt weder eiferſüchtig noch ſtolz geworden. Du biſt Deiner Sache gar zu gewiß, und das macht mich ſtolz. Du haſt aber auch recht. Jezt, nach ſo manchen intereſſanten weiblichen Bekanntſchaften, jezt erſt habe ich Dich gewählt. Du biſt die unvergleichlichſte, die liebenswürdigſte, die beſte Deines Geſchlechts. Was bin ich ſo glücklich, daß Du mir geworden, was ſo glücklich, daß mir keine andere geworden! — Willſt Du Dir im Ernſte einen Bronze-Schmuck kaufen? Du wirſt doch meinen Stand nicht ſo herabſetzen wollen? Ich fange an und werde ein Narr und ſehe die hieſigen Merkwürdigkeiten, Muſeen, Dioramen, Gemahlden. Es macht mir ſchreckliche Lange-

weile.*) — Ich schicke Dir das Verzeichnis meiner Schulden. Fordere die Rechnungen (nur von Sauerländer nicht) und bezahle sie mit dem Gelde, das Du hast. Wenn es nicht zureicht, laß Dir von Samuel geben. Schreibe mir dann genau, wie viel Du ausbezahlt. — Ich habe heute weder Stoff noch Zeit das Papier auszufüllen. Begnüge Dich damit und mit dem Herzen

Deines treuen Charles, geb. Jeanette.

(Nr. 14 erhalten)

---

14) Berlin, Montag d. 24. Merz 1828.

Liebes Bärbelchen, lieber Engel, Satan, ist denn Dein Bischen Verstand auch weg, seit ich fort bin? Ich glaube es fast. Wer macht denn so ein Mordspektakel um ein Paar Beinkleider, oder, wie Mad. Robert sich richtiger ausdrückt, um ein Paar Hosen? Schämst Du Dich denn gar nicht? Gefaßt war ich auf Knurren, auf Zank, auf Ohrfeigen, aber daß Du eine solche Tragödie daraus machen würdest, das hätte ich nie erwartet. Was ist's denn weiter? In Berlin ist das Stehlen üblich und jeder giebt genau acht. Ich gab nicht acht und wurde darum bestohlen. Es wird nicht mehr geschehen. Die Kleider hat wahrscheinlich der Barbier mitgenommen, als er durch mein Schlafzimmer ging, wo sie auf dem Sopha lagen, und er war noch so ehrlich den Rock liegen zu lassen. Die Halstücher wird sich wohl mein Bedienter angeeignet haben, da ich ihm den Schlüssel zu meiner Commode anvertraute. Aber man muß keinem Unrecht thun — ich

---

*) Nur die Worte von „Ich — Langeweile" waren in den Nachgelassenen Schriften als Schluß des vorhergehenden Briefes gedruckt, sonst war der ganze Brief ausgelassen.

hatte von 6 Halstüchern gesprochen, es waren aber 7, die der Mensch genommen. Den Barbier habe ich abgeschafft, weil er ohnedies nicht zur rechten Zeit kam. Den Bedienten habe ich beibehalten. Wozu ihn wegschicken und einen neuen nehmen? Damit dieser neue von vorn anfange? Die Bedienten stehlen hier alle und man muß ihnen auf die Finger sehen. Mein Bedienter ist nicht blos bei Robert, sondern auch noch bei anderen ordentlichen Leuten meiner Bekanntschaft im Dienste. Übrigens ist er nicht den ganzen Tag um mir, sondern er kömmt nur des Morgens meine Kleider zu reinigen. Wird denn in Frankfurt nie gestohlen? Die Saalings haben vor einigen Tagen von ihrer Schwester in Frankfurt die Nachricht erhalten, daß die mit einem Male 6 Domestiken weggeschickt, die sie alle bestohlen. Ein Hausknecht habe nächtlichen Spuk veranstaltet, um zu stehlen, und sie hätten darum mehrere Nächte Polizei bei sich versteckt gehabt. O Satan! wozu Dein Lärmen? Wozu Dein Jammern? Aber gestehe nur, Du hast Furcht, der Schnurrbart murkst mich ab! Du bleibst das alte Bärbelchen, an Dir ist Hopfen und Malz verlohren. Da brauche ich den Reinganum dazu, um zu wissen, daß ich nicht klagen soll bei der Polizei! Geh in Dich Satan, bessere Dich, gefallener Engel! Deine Instruction wie ich mich nach den Verhältnissen meines Bedienten erkundigen soll, ist ein Muster von Polizeiklugheit. Du solltest Polizeikommissärin werden. — Wie bin ich begierig auf Deine nächsten Briefe, um zu erfahren, was Du mit Schmidt, wegen des Zusammenkommens mit Guste verabredet hast. Wenn es nur bald geschieht, daß ich Dich bald wiedersähe. Ach, so lang, so lang! Es sind schon über 6 Wochen. Was werde ich aber Schläge von der Mama bekommen, wegen der Hosen! Ich habe mir von der Herz 6 neue Halstücher kaufen lassen. Man hat

hier große Magazine von fertiger Wäsche, wo man alles so gut und billig kauft, als ließe man es selbst machen. Überhaupt kann man hier alles haben wie in Frankfurt. Die Läden sind schöner und eleganter als bei uns. — Gestern habe ich endlich Humbold kennen gelernt. Er kam Abends zu Mendelssohn. Er spricht unaufhörlich und sehr angenehm. Die ganze Gesellschaft, aus mehr als 30 Personen bestehend, Herren und Damen, bildeten einen Kreis um ihn, und hörten ihm zu. Das scheint er gewohnt zu seyn. Er fällt sehr strenge und scharfe Urtheile. Besonders über den Schlegel[84]) in Bonn macht er sich unaufhörlich lustig, sowohl in Gesellschaften als in seinen Vorlesungen. Schlegel hat vor wenigen Tagen hier eine Broschüre[85]) drucken lassen, worin er sich gar zu lang und breit gegen die kurze Anschuldigung seines Hanges zum Katholizismus, den neulich ein französisches Blatt enthielt, vertheidigte. Das nahm Humbold zum Thema einer halbstündigen Satyre, die sehr ergötzlich war. Ich saß neben ihm und er fragte mich, wie sich Madame Wohl befinde? Ich sagte ihm: die ist jezt in großer Trauer, weil ihrem Schatze ein Paar Hosen gestohlen worden. Ja, bemerkte er, das ist aber auch keine Kleinigkeit. Und darauf erzählte er mir eine Geschichte wie ihm einst in Peru ein Paar Hosen gestohlen worden, von einem Nachkömmling des Ferdinand Cortez; wie er sich beim Könige von Spanien darüber beklagt und wie dieser ihn ausgelacht habe. Von 9 bis 11 Uhr sprach er in einem fort, so daß schicklicher Weise ein Anderer gar nichts reden konnte. Es gefiel mir fast nicht. — Gestern Abend[86]) ist Julie Saaling mit einem Sohne niedergekommen, mit einer Leichtigkeit als hätte sie schon zehn Kinder gehabt. Sie hatte sich um einen Monat verrechnet, und wir hatten uns verabredet den Abend zusammen ins Theater zu gehen. — Die Prinzessin Karl[87]),

Gemahlin des Sohns des Königs, ist vor einigen Tagen auch mit einem Prinzen niedergekommen. Das ist der muthmasliche Thronerbe, weil der Kronprinz keine Kinder hat. Merkwürdig dabei ist, (und darum schreibe ich es Ihnen) daß die Prinzessin eine getaufte Jüdin zur Kinderfrau genommen. So weit ließ sich auch keine Frankfurter Kaufmannsfrau herab, eine getaufte Jüdin zur Wärterin zu nehmen! — Gestern sah ich eine neue Oper von Cherubini, Abenceragen.[88]) Sehr schöne Musik. Aber das Vergnügen wird einem verleidet durch die unendliche Ballette. In den Zwischenakten begegnete ich dem Dr. Levitta aus Mainz, der wegen Geschäfte auf 14 Tage hier ist. — Die jüngere Tochter Mendelssohns,[89]) ein schönes, munteres, gutes und sehr einfaches Mädchen lernt schon seit ihrem 11. Jahre griechisch und liest die schwehrsten Klassiker. Sie wohnte dem Unterrichte ihres Bruders Felix bei, und bekam Lust zur Sache. Dieser Felix ist auch allseitig gebildet. Neulich führte er mich im Naturhistorischen Museum umher, und erklärte mir alles so schön wie es nur ein Professor könnte. Wenn hier die Leute wüßten was ich für ein Ignorant bin! Zum Glück ahndet das Keiner. — Die Herz ist eine sonderbare Frau! Sie hat unglaublich wenig Geld, und weiß doch durch eine kluge Oekonomie, sich so einzurichten, daß sie viele Wohlthaten üben, und ihrem Hauswesen einen Schein von Behaglichkeit geben kann. Neulich hatte sie eine Soiree, wobei Gesandten, Minister, sogar eine Prinzessin war. In Frankfurt hat man keine Vorstellung davon, wie eine Prinzessin zwei enge Treppen, zu einer getauften Jüdin, die keine 1000 Gulden Einkommen hat, hinaufkriechen mag, um eine Tasse Thee und ein Stückchen Wurst zu verzehren! Zur Mariane Saaling kam neulich des Vormittags ein Herzog von Mecklenburg, blieb über eine Stunde da, und sie strickte

dabei, als wäre es ein Anderer. An der Herz habe ich einen merkwürdigen Charakter-Zug oder vielmehr Geistes-Zug wahrgenommen, den ich noch bei keinem anderen Menschen beobachtet. Etwas Dummes begreift sie gar nicht! Wenn einer etwas Dummes sagt oder thut, wenn auch zum Spasse oder sie hört davon erzählen, fährt sie auf als hätte sie eine Tarantel gestochen, und kömmt ganz außer sich. Es giebt nichts lächerlicheres und ist ein Beweis von großer Beschränktheit. Ach, was hält sich die gute Frau an die Vergangenheit geklammert! Sie will gar nicht von ihr lassen. Es ist ein Jammer anzusehen und es ist, als sollte sie hingerichtet werden, und sträubte sich, aufs Blutgerüste zu steigen. Da hat sie so eigene Wörter an sich, die sie sich selbst gemacht und die kein anderer versteht: handlich, mutschlich, knutschlich und Gott weiß, welche noch. Die haben ihr alle sehr gut angestanden als sie noch rothe Lippen hatte und süßes Lächeln; aber jezt ist es gar zu komisch. Sie geht vor keinem Spiegel vorbei ohne sich hinein zu sehen, und drückt einem die Hand und macht Augen und Mäulchen, daß einem Angst und bange wird. Ach, Bärbelchen, Du würdest lachen, wenn Du mein sauer-süßes Gesicht bei der Herz sähest. Was geniert sie mich, was werde ich gestraft für meine Jugendsünden. Die schönsten Stunden, die ich bei andern schöner zubringen könnte, muß ich bei meiner alten Freundin bleiben. Ich bin aber auch gar zu gutmüthig. Komme ich nicht, und sie frägt: wo waren Sie gestern? und ich antworte: bei der Saaling, — sagt sie: ich bin doch auch ein Mensch. Neulich war ich maliziös, und als sie mir sagte: ich bin doch auch ein Mensch, erwiederte ich: das weiß ich schon sehr lange. Und das schlimmste ist, daß ich keinen Schritt heimlich thun, kein Wort unverrathen sprechen kann. Sie erzählen sich alles

wieder, was ich bei jedem gesprochen. Ich erfahre immer den andern Tag, wo ich den vorigen Tag gewesen. Das ist eine Art Eitelkeit. Ich kann keiner Dame unter vier Augen etwas Galantes sagen, ohne daß sie es ausplaudert. Das ist erschrecklich. — Ich will Ihnen, weil ich doch nichts mehr zu schreiben habe, einige Billets von Damen kopiren. Die verschiedenen Manieren zeigen sich darin.

1.

„Die Abrede die wir genommen, lieber Freund, zu Rauch zu gehen, kann ich heute nicht erfüllen, wir bleiben ja noch zusammen — aber — ich bin zwischen 6 u. 7 Uhr bei der Uhden — bitte kommen Sie dahin, dann gehen wir hinauf zur Levy." — Ihre H. Herz.

2.

„Das Ungefähr ist mir ungünstig wie ich sehe; ich will Sie lieber bitten. „Wenn Sie nichts besseres vorhaben, so kommen Sie zu uns", sagte ich, als wir das lezte Mal das Vergnügen Sie zu sehen hatten. Aber eine Woche ist vergangen, ohne daß der Fall sich ereignete. Sind Sie morgen Mittag nicht versagt, so bitte ich Sie, speisen Sie mit uns! Wenn Sie mir bis morgen um 10 Uhr nicht haben absagen lassen, so erwarte ich Sie." Ergebenste Fr. Varnhagen.[90])

3.

„Herr Passalaqua[91]) wird Mittwoch Vormittag 1 Uhr seine ägyptische Sammlung einer Gesellschaft zeigen. Ich habe ihm gesagt, daß einige liebenswürdige Fremde sie zu sehen wünschten, u. er wird Sie mit großem Vergnügen daran Theil nehmen lassen. Haben Sie also die Güte, lieber Herr Doctor, sich um die genannte Zeit in Monbijou einzufinden, u. ihm zu sagen, daß ich mit ihm von Ihnen gesprochen. Befehlen Sie ferner über mich und lassen Sie

sich bald bei uns sehen." Ihre ergebene Dienerin P.[92]) Mendelssohn Bartholdy.

4.

„Als Beweiß, daß ich nicht schreiben kann u. als Entschuldigung daß ich es nicht thue, sende ich Ihnen lieber Dr. Börne, beifolgende Erzählungen. Sie Ihrer Nachsicht und mich dieser empfehlen zu wollen, hieße der Eitelkeit mit Gewalt Thor und Thüre öffnen; ich empfehle sie Ihrer Beurtheilung und beuge mein Haupt in Demuth. Lassen Sie mich bald, doch schriftlich wissen, wie Sie damit unzufrieden sind."

„Von Mittwoch weiß ich etwas, nehmlich, daß nun mit der Abendgesellschaft nichts wird, weil — aber die Überraschung ist vielleicht dabei das beste. Kommen Sie nächstens damit wir verabreden, wann die Abendgesellschaft ohne Gesellschaft abgehalten werden soll. Gott mit Ihnen!" M. S.

5.

An Frau Dr. Heise.

„Ich habe die Ehre und den Jammer Ihnen anzuzeigen, daß die Abenceragen nicht heute gegeben werden, sondern erst Sonntag. Ich habe vor Schrecken über die Krankheit der Mad. Schulz Kopfschmerzen bekommen. Darf ich hoffen, daß Ihre Zusage auch für den Sonntag gelte?"

„Ich schicke Ihnen die neuesten noch nassen Erscheinungen der schönen Literatur."

„Unvergleichliche Julie, ich bin halb der Ihrige."

Börne.

6.

Antwort auf Voriges.

„O ja! Sonntag ist auch ein Tag, und wir wollen ihn recht gern zum Theater verwenden. Ich fürchte, Ihre

Kopfschmerzen sind Schuld, daß die Schulz krank geworden. Bleiben Sie außerdem gesund, wir bleiben zu Hause (avis au lecteur), Sie sind ja klug."

„Sie immer der Schönste, ich bin halb die Ihrige, das giebt ein schönes Ganze." — Julie H.

Ach, was muß der liebe Börne nicht alle thun, sich den Schmerz der Trennung zu versüßen; aber bald hilft es nicht mehr, denn gar zu lang, gar zu lang, hat er sein Schatz nit gesehe! Adieu Engel, und wenn Du Dich nicht gut aufführst, schicke ich Dir den Schnurbart.

B.

Erhalten Nr. 15.

---

15) Berlin Mittwoch d. 26. Merz 1828.

Heute hätte ein Brief kommen sollen. Warum kam er nicht? Wenn das noch einmal geschieht, laß ich Dich vom Schnurrbart holen. Führ Dich gut auf, Du weißt, mit dem Schnurrbart ist nicht zu spaßen. Laß uns ein wenig plaudern. Ich sehe Deiner Bestimmung über die Dauer und über die fernere Richtung meiner Reise entgegen. Den 15ten April will ich Berlin verlassen, und bis zum 15ten Mai mit Dir zusammen treffen. Wirst Du denn bis dahin aus dem elenden Frankfurt weg seyn? Jezt frägt es sich, soll ich nach meinem ursprünglichen Plane nach Hamburg und zurück über Hannover, Cassel, oder soll ich nach Dresden, Nürnberg? Für das erstere ist mein Verstand, für das Andere meine Neigung. Entscheide Du. Da ich einmal im Norden bin, sollte ich da bleiben und ihn kennen lernen. Aber das verdrüsliche Klima, das schlechte Aprilwetter. In Dresden und südlicher gewiß fände ich schon den Frühling, der mich

tröstete, bis ich mein Bärbelchen finde. Dort wäre ich Dir auch näher. In Nürnberg würde ich Dir einen schönen Husaren mit einem großen Schnurrbarte kaufen, mit dem könntest Du spielen und so Dich spielend gewöhnen an des Lebens heiligen Ernst, an die Berliner lebenden und stehlenden Schnurrbärte. Vor Deiner Abreise mußt Du aber meine Sachen einpacken lassen, ja ich meyne, daß Du ohne Verzögerung das gleich thätest. Du mußt zum Einpacken meiner Bücher einen Schiebkärcher nehmen. Ein Anderer versteht das nicht. Bei Worms auf dem Boden steht mein Bücherkasten. Der Deckel hat eine Spalte, darauf muß eine Leiste genagelt werden, daß der Regen nicht hineinkomme. Unten im Kasten, und oben auf den Büchern, muß Papier, Wachstuch u. dergl. gelegt werden, um sie gegen Nässe zu schützen. Gehen die Bücher nicht alle in den Kasten, legt man die übrigen in einen der Koffer. Ich habe noch 3 bei Worms stehen, zwei im Schlafzimmer und einen auf dem Boden. Was ich Brauchbares an Kleidungsstücken, Pfeifen, Kleinodien habe, wird auch eingepackt. Ich meyne Du ließest Deine Bücher mit den meinigen zusammenthun. Wo sollen aber die Bücher und Möbels und sonstige Sachen stehen bleiben? Bei Worms, oder wäre besser für alle unsere Sachen ein Gewölbe zu miethen? (Meine Manusscripte, das versteht sich, mußt Du mitnehmen.) Vergiß auch nicht der Schnapper das Sofa, das sie mir geliehen, zurückzugeben. — Joseph Mendelssohn hat zwei Söhne. Der eine ist Standesmäßig verheiratet und in seines Vaters Geschäft. Der andere hat ein ganz armes Christenmädchen geheiratet, und hält sich jezt mit seiner Frau, mit der er fünf Jahre sehr glücklich lebt, in Bonn auf, um dort seine Studien (als Naturforscher) fortzusetzen und einst Professor zu werden. Obzwar Mendelssohn einer der reichsten Kaufleute in

Berlin iſt, ſo war doch nie die Rede davon, ſich einer ſolchen Verbindung zu widerſetzen. Ihre einzige Sorge war, ob das Mädchen, das ihnen gar nicht bekannt war, brav ſei. Sie war Gouvernante und hatte ihre Stelle der Empfehlung der Herz zu verdanken. Als nun der junge Mendelsſohn ſeinen Eltern ſeine Neigung erklärte, erinnerten ſich dieſe, daß die Herz bei Gelegenheit das Mädchen gelobt habe, und gaben augenblicklich ihre Einwilligung zur Verbindung. In Frankfurt denkt und handelt man anders! — Mein Geld reicht zwar noch aus für die Zeit meines hieſigen Aufenthalts, und noch auf länger; indeſſen da ich nicht berechnen kann, wo und wenn ich welches brauchen werde, will ich mich damit verſehen. Wolle mir darum eine Anweiſung auf 120 Thaler ſogleich hier herſchicken. Es wäre mir nicht lieb, wenn dieſe Anweiſung auf eines der großen Banquierhäuſer die ich kenne, lautete. Lindenau wird wohl an ein anderes Haus zu verſchaffen wiſſen! Samuel ſoll den Betrag ausbezahlen. — Fouqué iſt ein wunderlicher Mann, und ganz ſo wie ich ihn mir vorgeſtellt. Ich habe ihn immer geliebt und geachtet in ſeinen Schriften, ob ich zwar dieſe ſelbſt nicht liebte und gehörig verſpottete. Man erkennt, daß es die Ergüſſe einer gläubigen Seele ſind. Es iſt ſchön aber doch fürchterlich, wenn ein Menſch ſo wahnwitzig ſelig in einer religiöſen Idee lebt. Geſtern beſuchte ich ihn, und es dauerte nicht 3 Minuten, ſo ſtand er, ohne daß ich den geringſten Anlaß dazu gegeben, mitten im Zauberkreiſe der alten Ritterzeit, ſprach mit Wehmuth von den Burgen die gebrochen, von Kaiſer, von Lehnsleuten und ein König durfte jedes „Ritterskind heirathen“ u. ſo mehr. Er empfing während ich bei ihm war ein Schreiben vom Prinzen Carl (Sohn des Königs), der ihm für ein Gedicht dankte, das er ihm kürzlich zur Nieder-

kunft ſeiner Gemahlin geſchickt. Die ehrfurchtsvolle, legitime Freude unſeres Donquichottes hätteſt Du ſehen ſollen. Er las mir gerührt, aber doch mit einer Preußiſch-Majoriſchen-Wachtparaden-Donnerſtimme den Brief vor. Dann deklamirte er das Gedicht und mehrere andere Gedichte. Ein ſchöner Ritter! Wenn er zwei Gläſer Wein getrunken hat, wird er weich wie Butter und fängt zu weinen an wie ein Kind. Er ſteht unter dem Pantoffel ſeiner böſen und reichen Frau, die auch Schriftſtellerin iſt.[98]) Sie hat die guten Zimmer im Hauſe, und er muß durch unendlich lange Gänge, durch 2 Küchen, 2 Bedientenzimmer, mehrere Kammern, reiſen, um in ſein kleines dunkles Studierzimmer zu kommen, das nach dem Hofe geht! — Donnerſtag d. 27. Merz. Nein, es iſt zu arg; nein, es iſt gar zu arg! Hat man je gehört, daß eine Braut von Erziehung einen fremden Mann in ihrem Zimmer ſchlafen läßt! Ich möchte mir die Haare aus dem Kopfe reißen. Tu l'as voulu Georg Dandin! Aber warte nur. Wie man in den Wald hineinſchallt, ſchallt es heraus. Was Du kannſt, kann ich auch. Aber Gott behüte mich, daß ich Dich hierher kommen laſſe, ich hätte wegen der vielen Gardoffiziere keinen Augenblick Ruhe. Und nur zu Intriguen haſt Du Verſtand, in allem übrigen bis Du dumm. Begreifſt Du denn gar nicht, wie ſo meine Abreiſe von der Deinigen abhängt? Warum ſoll ich denn länger weg bleiben, als nöthig iſt? Reiſt Du denn von Frankfurt fort, ſobald ich es haben will? Haſt Du nicht immer davon geſprochen, daß Du mit der Guſte zuſammenkommen willſt? Was haſt Du denn mit Schmidt darüber verabredet? Kannſt Du mir zuſagen, daß Du um die Mitte Mai's am Rhein ſein wirſt, dann verlaſſe ich in der Mitte April Berlin und reiſe noch 4 Wochen. Wirſt Du aber Frankfurt ſpäter verlaſſen, dann bleibe

ich länger hier. Hier bin ich einmal eingerichtet, habe viele Bekannte und wie zu Hause. Anderswo aber werde ich ohne Dich nicht lange Geduld haben. Ist es Dir denn nicht möglich, schon am 1ſten Mai am Rhein zu seyn? Dann reise ich gar nicht weiter, sondern gehe von hier unmittelbar an den Ort der Verabredung. Geht das nicht in Deinen Kopf hinein? Ich will die Fragen beantwortet haben: soll es von mir abhängen zu bestimmen wo und wann wir zusammenkommen? Oder hängt das von Guste ab? u. A. w. g. — Verlaß Dich doch darauf, daß ich das Dampfbad nicht gebrauchen werde, was auch der Stiebel an Caspar geschrieben haben mag. — Ich meyne doch, ich hätte Dir geschrieben, daß Du das Logis bei Worms mit Ende Februar aufgeben sollst (nehmlich ohne die Schlafstube). Daß Du meinen Brief flüchtig gelesen, kostet mich 20 fl. Jezt muß der Monat Merz auch bezahlt werden, also statt 100 fl. (vom October an gerechnet) 120 fl. Die 20 fl. kannst Du aus Deinem Beutel bezahlen, ich bezahle sie nicht. — Vergiß nicht an die Tassen und mein Bild. — Der Humbold ist an der Tagesordnung. Die großen Städte sind sich alle ähnlich. Die Mode beherrscht Geist und Herz. Keine der hunderte von Damen, die H. Vorlesungen besuchen, würden um alles in der Welt nur eine Stunde versäumen, und dennoch sind vielleicht keine funfzig darunter, welche die Sache selbst interessirt. Meine gute Herz besonders, die ohnedies nicht viel Kopf hat, faßt gar nichts, was dem 19ten Jahrhundert sein Daseyn verdankt, und doch glaube ich, würde sie lieber ihre 64 Jahre eingestehen, als gestehen, daß ihr H. Vorlesungen keine Freude machen. Gestern war ich dabei, wie sie mit einem sehr reifen Fräulein von dem Ursprung des Menschengeschlechts sprach, und was Steffens und was Humbold darüber meyne. Die

Herz war für Steffens, das Fräulein für Humbold. Ich biß mir die Lippen zusammen. Es war eine Scene, der Bearbeitung eines Molieres würdig. Gott weiß, für welche meiner Sünden ich immer unter alte Weiber gerathe. Was denkst Du wie alt die Mariane S. sei? Du bist ein Rotznäschen dagegen. 42 — sage zwei und vierzig — Jahre! Ihre Schwester Julie ist 40 Jahre alt und deren Mann 30. Es war gestern große Bestürzung bei ihnen. Das neugebohrene Kind, das unreif zur Welt gekommen, war im Sterben und wird wahrscheinlich jezt todt seyn. Als die Heyse niedergekommen, legte sie ihre beiden Finger auf ihre zwei Augen, um pantomimisch zu fragen, ob das Kind beide Augen habe. Sie fürchtete, es möchte wie die Mutter nur eins bekommen. — Hat denn Reinganum nichts erfahren, wie es mit meinem Theater-Prozeß steht. Und wie geht es mit dem seinigen? — Deine 7 Oblaten haben mich heute wieder in Verzweiflung gebracht. Einige der nöthigsten Worte konnte ich nicht lesen. — Über die Heiratsverhältnisse bekomme ich aus der besten Quelle, durch Vermittelung der Herz, Bescheid; nehmlich von demjenigen Beamten im Ministerium, der allen Geistlichen Angelegenheiten vorsteht. Ich werde auf meine schriftlichen Fragen schriftliche Antworten bekommen. Mein Bericht fing an: „Der Mann ist 40 Jahr alt, die Frau etwas mehr oder weniger etc." — Adieu!*) — — — —

Charles.

Nr 16 erhalten.

16) Berlin den 1. April (Dienstag) 1828.

Liebes Bärbelchen, Du machst sehr dumme Streiche. Es ist auch sehr natürlich, denn ich habe Deinen Kopf mitgenommen, zum Unterpfande für mein Herz, das ich

*) Hier sind zwei Worte unleserlich gemacht.

bei Dir zurückgelaſſen. Vorgeſtern habe ich keinen Brief gehabt und geſtern auch nicht. Der Himmel wolle verhüten, daß er auch heute ausbleibe. Ich erinnerte mich erſt ſpät, daß Du es mir vorhergeſagt. Du haſt mir etwas geſchrieben von Briefe kreuzen, was Du vermeiden wollteſt. Aber lieber Dummkopf, wie iſt das möglich? Wollten wir immer jeder die Antwort auf den lezten Brief abwarten, könnten wir uns nur alle acht Tage ſchreiben. Weil Du nur durch Beiſpiele zu belehren biſt, habe ich vorgeſtern und geſtern auch nicht geſchrieben. Das iſt eine Zärtlichkeit! Das iſt ein Wetteifer in der Liebe! Ich habe ohnedies mit Dir zu zanken. Ich komme darauf zurück, daß ich es gar nicht verſchmerzen kann, daß ich durch Deine heilloſe Nachläßigkeit um 20 fl. komme, die ich einen Monat unnöthige Miethe für meine Wohnung bezahlen muß. Sehe nur meine Briefe nach und da wirſt Du finden (wahrſcheinlich in Nr. 10)[94]) daß ich Dir geſchrieben, Du ſolleſt mit Ende Februar das Logis aufkündigen. Nun Du haſt eine reiche Mutter, Du kannſt es bezahlen. — Meiner Schweſter habe ich ſchon längſt geantwortet. Über unſere Verhältniſſe ſagte ich kein Wort, ſondern ſprach blos von ihrem Sohne und war überhaupt ſehr kurz. — Sehe doch nach, liebe Mama, ob ich meine große Schnürſchuhe nicht in Frankfurt zurückgelaſſen? Sind ſie da, dann ſtehen ſie im Kleiderſchranke auf der Hausflur. Ich meyne aber, ich hätte ſie mitgenommen. Fort ſind ſie. — Berlin kann man mit Paris vergleichen; aber daß man es vergleichen kann, was einem bei einer kleinen Stadt, wie Frankfurt, gar nicht einfällt, das macht es eben ſo lächerlich. Wie ein Zwerg der ſich auf die Zehen ſtellt, und doch dem Rieſen neben ihm nicht bis an den Bauch geht, ſo nimmt ſich Berlin neben Paris aus. Aber an Schauſpielen fehlt es nicht. Alle Tage drei,

zwei Deutsche und ein Französisches. Dann, de Bachs Kunstreutergesellschaft, Jongleur, Diorama, Conzerte, und ein vortrefflicher Taschenspieler Bosco.[94a]) Ueber diesen leztern habe ich mich neulich öffentlich blamirt. Beim Restaurateur allein an einen Tischchen sitzend, sezt sich ein Franzose mir gegenüber. Er schneidet sein Brödchen auf und da fällt ein ganzer Teller voll Dukaten heraus. Er stellt sich verwundert, läßt sich vom Garçon ein anderes Brod geben, dann noch eins und aus jedem fallen Dukaten. Ich war vor Erstaunen ganz außer mir und rief ganz laut den Kellner und schrie: aber mein Gott, was soll das bedeuten? Endlich aber spät, fiel mir ein, daß ich es mit einem Taschenspieler zu thun hatte. Ist das nicht eine Schande und ein Spott für die ganze Nation? Solche Gaukler pflegen sich immer die größten Dummköpfe zu wählen, um ihre Kunststücke an ihnen zu zeigen. — Gestern Abend wohnte ich im Schauspielhause einem großen vollständigen Conzerte bei, wo das Orchester aus 80 Trompeten bestand.[94b]) Es war nehmlich die Militairmusik. Das Piano war merkwürdig; wie aber die Damen das forte ertragen konnten, das begreife ich nicht. Zum Schlusse sangen die Militärwaisenkinder ein God save the king, begleitet von allen diesen 80 Trompeten, das war, wie überhaupt das ganze Conzert, wunderschön. — Ich will Dir doch ein wenig von den Preißen der hiesigen Lebensmittel erzählen. Es ist theurer als in Frankfurt, doch höchstens um ein Viertel. Eine Wohnung wie wir sie brauchen würden (ohne Möbel) kostet jährlich 380 fl., eine möblirte 100 fl. mehr. Butter, Caffe u. Zucker sind theurer als bei uns. Die übrigen Küchensachen von gleicher Wohlfeilheit. Die Gartenzucht ist hier in großem Flor. Es war noch harter Winter als ich ankam und ich hatte damals schon alle neue Gemüse gegessen, Bohnen,

Spargel, Erbſen, und (erhaltene) Trauben, wie im Herbſte. Wein, die Flaſche 12 Batzen, von gleicher Güte als in Frankfurt. Man hat auch wohlfeileren, der aber nicht trinkbar iſt. Ich weiß den Preis des Holzes nicht, man braucht aber weniger für Heizung als bei uns, weil die Öfen ſo zweckmäßig eingerichtet ſind, daß man den Tag über nur 2 Mal einzulegen braucht. Equipagen, ein klein wenig wohlfeiler als bei uns. Die Miethwagen ſind ſehr elegant, und die Kutſcher haben Livree. Theater: 1ſte Rang Logen 1 Thaler. Frauenzimmer können aber auch Parterre geſperrte Sitze nehmen für $^2/_3$ Thaler. Conzerte 1 Thlr. Der Luxus im Damenputz iſt nicht ſo groß als in Frankfurt. Zu Thee, etwas Fleiſch, und einer Flaſche Wein, kann man Abends die beſte Geſellſchaft einladen. Wein iſt ſchon vornehm, und guten Bekannten ſezt man ihn nicht vor. — — Himmliſches Bärbelchen, ich habe mich halb todt gelacht über Deine Nr. 17. die ich ſo eben erhielt. Unvergleiche Frau Schmelzle, ich bin zehenfach der Ihrige. Der Börne, der halb der Julie halb der Mariane gehört, das iſt der rechte Börne nicht, das iſt der falſche, heuchleriſche, ſchmeichleriſche, — der ächte, gehört ganz ſeinem Bärbelchen. Nicht einer Deiner Briefe iſt mir geſtohlen worden; ſo poetiſch ſind die Berliner Diebe nicht. Sei doch nur ohne Sorge wegen meiner Reiſe, ich werde alles aufs bequemſte, ſicherſte, und geſundeſte einrichten. Ich kenne hier einen General; wenn ich den ſchön bitte, giebt er mir ſein Regiment mit, bis über den Nürnberger Moorgrund hinaus. Aber wohin ich reiſen ſoll! Ich ſchwanke wie ein Rohr hin und her. Wenn Du ſchon Ende Aprils mit Guſte zuſammenkömmſt, habe ich zum Reiſen keine Geduld. Hamburg und ſeine Gegend, und beſonders Dresden ordentlich zu ſehen, das koſtet allein 3 Wochen Zeit. Ich laſſe vielleicht das Alle

seyn, und komme gleich zu Dir, jedoch auf jedem Falle einen andern Weg, als den auf der Herreise einschlagend. Also schreibe mir so bald als möglich, wann Du weggehst und wohin? Ehe ich das weiß, kann ich keinen Plan machen. Der Rhein wäre mir am liebsten, wegen Ems. Aber es müsse in der Nähe von Mainz oder Bonn seyn, wegen des Calderons.[95]) Wie freue ich mich auf mein gutes Bärbelchen. Einige Tage laß ich Dich mit der Guste allein, um Dich mit Dir auszusprechen. Kömmt sie denn nicht mit ihrer Mutter zusammen? — Bei meinen Abschiedsvisiten werde ich fahren, auch die Besuche nicht an einem Tage machen. Einpacken lasse ich von meinem Bedienten, werde ihm aber dabei auf die Finger sehen. — Wenn Du weggehst, darfst Du nicht vergessen, als von meinen Sachen mitzunehmen, was mir nöthig seyn dürfte. Erstens die Manuscripte, dann Sommerkleider, (Überrock, Beinkleider,) eine grüne Mütze etc. Ich überlasse das Deiner Beurtheilung. Auch bleibt es Deiner Entscheidung, ob meine Sachen in einem gemietheten Zimmer bei Worms bleiben sollen, oder ob Du ein Gewölbe dazu miethen willst. In jedem Falle mußt Du vor Deiner Abreise dafür sorgen, daß meine Bücher und sonstige Effecten, die ich nicht gleich brauche und die Du nicht mitnimmst, gehörig einpacken lässest, und zwar solcher Art, daß sie zu seiner Zeit versendet werden können. Was machst Du denn mit meinem Gelde? Und mit Deinem? Du hast mir darüber noch nichts geschrieben. Bedenke was Du thust und laß Dir rathen. — Empfehlungen von Schmidt nach Nürnberg, Hannover wären mir recht lieb. Thäte er es gern? Ich müßte für beide Orte haben, weil ich noch nicht weiß wohin ich gehe. Er mag dann auf einem offenen Papier mich mit wenigen Worten an seine Freunde empfehlen, deren Verzeichnis er darunter sezte. Wenn ich

auch keine der beabsichtigten Reisen mache, so gehe ich auf jeden Fall doch über Magdeburg, Cassel und von da entweder über Gießen und Coblenz, oder über Cölln an den Rhein. Wo Du auch hingehst, sorge nur für eine schöne Gegend, für die Nähe einer Stadt, und für ein freundliches Stübchen für Deinen Carl. Über die Politik wollen wir mündlich sprechen. Mir ist darüber das Herz so voll, daß ich es in einem Briefe doch nicht entleeren kann. Es geht himmlisch zu, besonders in Portugal und ich schwimme in Vergnügen. Das erste was ich thue, wenn ich Dir wieder zur Seite bin, daß ich etwas über Berlin schreibe.[96]) Aber im Vertrauen, Dein faules Karlchen hat noch wenig gesehen, und ich muß das schnell noch alle abmachen. Überhaupt habe ich jezt die größte Lust mich zu produziren, da ich weiß, wie begierig in Berlin meine Sachen gelesen werden. Das spornt doch meine Eitelkeit mehr an, als der Beifall des Frankfurter Publikums es vermochte. Du sollst noch Freuden an mir erleben. Romane werden geschrieben, zehen Bände dick; Novellen die artigsten von der Welt; sehr geistreiche Schisserchen[97]) und andere schöne Sachen. Sorge nur, daß ich in unserer Sommerresidenz den Calderon bekomme, denn ohne den Calderon kann ich nichts machen. Aber ganz im Ernste, wenn ich nur ein Dutzend solcher Charaktere kennen lernte, wie ich hier erst einige kennen gelernt, würde ich vielleicht noch einen Roman zu Stande bringen. Ich habe auch hier die Zeit nicht gehörig benuzt. Im ganzen kenne ich nur 10 bis 12 Häuser, und regelmäßig besuchen thue ich nur 5. Zwei Monate ist freilich eine kurze Zeit in einer so großen Stadt. Und wie viel war ich zu Hause. Eigentlich bin ich ein Stück Möbel; ich bleibe gern im Zimmer und rühre mich nicht. Bin ich ein schön stück Möbel? Der Nürnberger Moor-Grund geht mir im Kopfe herum, daß

ich vor Angſt nicht weiß, was ich ſchreibe, und der Schnurrbart ſah heute abſonderlich fürchterlich aus — wie Rinaldo Rinaldini.*) — — — — — — — — — — — — — — —

Dein treuer Charles, Dein „lieber Börne".

---

17) Berlin Charfreitag d. 4. April 1828.

Nun, das iſt wieder ein ſüßer, himmliſcher, Bärbelchens-Brief. Zuerſt das nöthigſte. Über das Heirathen im Preußiſchen habe ich folgendes erfahren. Wenn man ſich im Rheinpreußen oder ſonſt an einem kleinen Provinzialort des Landes trauen läßt, muß man an ſeinem Wohnorte aufgeboten werden, alſo wir in Frankfurt, was alſo natürlich nicht gut angeht. Wenn man ſich aber in einem Hauptort copuliren läßt, wie in Breslau, Berlin, an einem Orte nehmlich, wo eine Ober-Regierung ihren Sitz hat, iſt jener Umſtand nicht nöthig — unter der Vorausſetzung nehmlich, daß man ſich erklärt, ſich im Preußiſchen niederlaſſen zu wollen. Was unterm letzterem zu verſtehen ſei, habe ich noch nicht erfahren, man wird mir das weitere darüber berichten. Indeſſen iſt dieſer preußiſche Plan, nur für den Nothfall, wenn es anderswo ohne Umſtände nicht gehen ſollte. Vielleicht aber geht es leichter als wir denken. Wo aber einen Ort finden, wo es keine Juden giebt? Empfehlungen an einen Pfarrer am Rhein werden nichts nützen, da im Lande alles nach den Geſetzen ſtreng gehalten wird. Jezt von der Reiſe. Ich werde weder nach Hamburg noch nach Dresden reiſen. Wer gäbe mir Geduld? Ich gehe unmittelbar von hier nach Caſſel und von da

---

*) Einundeinhalb Zeilen unleſerlich gemacht.

über Wezlar nach Coblenz. Bei Mendelsſohn habe ich mich ſchon erkundigt. Bei Coblenz iſt nichts zu vermiethen. Du erinnerſt Dich ja, daß wir uns dort ſchon umgeſehen, daß wir keine paſſende Wohnung gefunden, ja daß es uns nicht einmal dort gefallen hat. Kannſt Du Dich denn nicht entſchließen wieder in Rüdesheim oder in Godesberg zu wohnen, oder ſonſt im Rheingau? Noch etwas. Guſtens Eltern, hoffeſt Du, werden die Tochter beſuchen. Wäre nicht beſſer, wenn das gleich in Obernburg abgemacht würde, daß ſie nicht nöthig hätten am Rhein zu uns zu kommen und wir in der Wahl unſeres Aufenthalts, und deſſen Nähe zu Frankfurt weniger genirt wären? Gehſt Du denn auch nach Obernburg? — Übereile Dich auch nicht und ſtrenge Dich nicht an mit Packen und Beſorgen in Frankfurt. Du haſt allerdings viel zu thun. Mein Geld unterbringen. Willſt Du mir nicht zuvor Deinen Plan darüber mittheilen? Meine Bücher einpacken. Vergeſſe ja nicht meine Manuſcripte und meine Berliner Briefe mitzunehmen. Deine eigenen Angelegenheiten ordene der Art, daß Dir aus der Entfernung alles weiter beſorgt werden kann. — Ich mache mich alſo nach und nach fertig und reiſe von hier ab, ſobald das Wetter gut wird. Jezt iſt es ſehr kalt und es ſchneit oft. Ich hoffe aber das dauert nicht lange und es iſt der lezte Winterzorn. Sei nur ganz ruhig. Ich ſchwöre Dir, daß ich bequem, ſicher und geſund reiſen werde. — Vergeſſe Deinen Paß nicht, laſſe ihn ausſtellen nach den Deutſchen Bundesſtaaten. — In Caſſel werde ich mich 8 Tage aufhalten. — Die Schlüſſel zu meinen und Deinen Kiſten und Koffern, die in Frankfurt bleiben, mußt Du durch daran hängende Zettel, bezeichnen, zu welchen Kiſten ſie gehören und ſie auch in Frankfurt laſſen; denn wenn wir uns zu ſeiner Zeit unſere Sachen nachſchicken laſſen, muß

der Fuhrmann die Schlüssel mitnehmen, um sie an der Mauth öffnen zu können. Wollen wir unsere Pferde verkaufen, oder sie mitnehmen? Ich meyne, das erstere wäre besser. — Ja, liebs Bärbelchen, als ich Dich kennen lernte, da — — — —.*) Du bist aber besser als alle Fürsten und ihre Minister, Du bist mit der Zeit fortgeschritten. Ist das Verläumdung, daß ich dieses öffentlich erklärte, ist es nicht vielmehr ein schönes Lob? Bedenke. — Der Dr. Meyer ist ein Schindluder. Du kannst ihm das sagen in meinem Namen. — Ich werde Mittag Humbold und Hegel bei Tische finden. Lezteren habe ich noch gar nicht gesehen. — — Wie dumm bin ich wieder gestört worden! Aber ich mache mir nichts daraus. Ich habe zu nichts mehr Geduld, nicht einmal Dir zu schreiben. Wenn nur das Wetter bald gut würde, daß ich abreisen könnte. Eben schneit es wieder. Aber das Klima hier muß mir besonders gut seyn; denn ohngeachtet des veränderlichen Frühlingswetters, habe ich, seit ich hier bin, nicht im geringsten gehustet, und habe nach oft Stundenlangem sprechen nicht die geringste Beschwehrde auf der Brust gefühlt, was doch seit einigen Jahren anderswo immer der Fall war nach anhaltendem Reden. Aber jezt spüre ich etwas, nicht auf, sondern in der Brust; ich glaube aber es ist Sehnsucht nach meinem lieben Bärbelchen. Ich hoffe wir sehen und zanken uns bald, daß meine Liebe sich mindere, denn — Glük ohne Ruh' Liebe bist Du! Bin ich aber nicht ein recht einseitiger Mensch, daß ich nichts liebe als Dich? Darum ist auch mein Brief einseitig. Darüber darfst Du Dich nicht, aber nicht beklagen, denn wisse, daß eine meiner Seiten so viel enthält, als drei der Deinigen. Adieu. Madame Börne. Ich küsse

*) Einige Worte unleserlich gemacht.

Deine Hand auf die allerzärtlichste Berliner Weise. — Gruß an die Schwägerin Schnapper.

Charles.

---

18) Berlin. Ostermontag d. 7. April 1828.

Ich habe gestern Deinen kleinen, lieben Krüppelbrief erhalten. Krüppel für Krüppel. Wie bescheiden Du bist, wenn Du glaubst, 120 Thaler könnten mir nur eine Deiner Zeilen ersetzen. Den Brief an Lindenau konnte ich gestern nicht abgeben, weil jüdische Feyertag waren. Ich werde es heute. Hättest Du Dir nur ordentlich sagen lassen, ob es eine eigentliche Anweisung ist oder wie es sich sonst damit verhält. — — — — — — — — — — —*) Ich fürchte, mit der Hinkelschen Hypothek wird es nichts; denn wenn jemand auf ein neu zu bauendes Haus Geld nimmt, so sorgt er schon früh dafür. Und kann ich denn Hypothek bekommen, da ich nicht Bürger bin? Jezt aber Bürger zu werden, ist für mich bedenklich, weil dieses das Heirathen im Auslande sehr erschwehren würde. Reinganum hat Unrecht, wenn er meint, am Rhein wären die nehmlichen Verhältnisse als in Berlin; ich habe in meinem lezten Briefe über den Unterschied gesprochen. Auch habe ich keine Advokatenkenntnisse nöthig, um diese Sache gehörig zu erforschen, denn es kam hier ja nicht darauf, welche Förmlichkeiten zu beobachten wären, sondern welche nicht zu beobachten sind. Bei uns kam es darauf an, ob die übliche Heirats-Erlaubnis der Eltern, und das Aufgebot im Geburtsorte vermieden werden kann, und der Mann der mir hier bejahend Auskunft gab, ist der

---

*) Einige Worte unleserlich gemacht, so daß auch die stehen gebliebenen unverständlich geworden sind.

Direktor im Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten, der das Alle am beſten wiſſen muß. Übrigens wäre es freilich ſonderbar, wenn wir deswegen nach Berlin müßten, und das ſoll hoffentlich vermieden werden können. Es giebt überall Pfarrer, die für Geld und gute Worte ein Auge zuthun. Die Herz ſagte mir, daß ſie ſelbſt hier in Berlin einen Pfarrer kenne, der gegen Bezahlung einen ohne Weiteres traue. Das ſchlimme iſt nur in ſolchen geſetzwidrigen Fällen, daß die Copulatian nicht ins Kirchenbuch eingetragen wird. Das wäre Dir, glaube ich, ganz Recht. Dann könnteſt Du, ſobald Dir die Luſt ankäme, (etwa wenn ein Hans erſchiene) läugnen, daß Du meine Frau wäreſt, und du lieſeſt in die weite Welt und ließeſt mich armen Teufel ſitzen. Nein, ſchwarz auf weiß muß ich haben, im Kirchenbuche muß ich ſtehen. Das giebt mir das recht, Dir zu befehlen, Dich zu zanken, einzuſperren, und wenn es Noth thut auch zu prügeln. Welche paradieſiſche Ausſichten eröffnen ſich Dir! — So mit dem Rhein iſt es recht. Von Frankfurt aus Logis beſtellen, iſt läſtig und unſicher. Ich werde wohl hier nicht mehr beſtimmt erfahren können wann Du abreiſt. Das ſchadet aber nicht. Ich werde das in Caſſel oder an einem Orte erfahren, und mich dann dem Rheine nähern, ſobald die Zeit Deiner Abreiſe kommt. Wenn das ſchlechte Wetter aufhört, reiſe ich den 15. von hier weg. Du ſchreibſt mir natürlich ſo lange nach Berlin, bis ich es abbeſtelle. — Was hier die Menſchen fromm, wie angefüllt die Kirchen ſind, das ſah ich in dieſen Oſtertagen; es iſt unglaublich. Einen Tag vor Oſtern, ging ich mit der Herz die Treppe ihres Hauſes herab, da begegnete ihr eine Familie, Mutter, Töchter, Vater, Söhne, die im nehmlichen Hauſe wohnte, und die eben heimkehrten. Die Herz ſank einer nach der Andern ſchweigend um den Hals, man küßte ſich und

flüsterte einige leise halbgeseufzten Worte. Alles war so still, so traurig, so thränenvoll, man schied endlich so bekümmert, still und schweigend. Ich fragte die Herz: es wäre wohl im Hause jemand gestorben? Keineswegs. Was war's? Die Familie kam vom Abendmahl. Und die fromme Dame mit ihren Töchtern war doch keine Andere, als die erste geschiedene Frau des Dichters Zacharias Werners,[98]) die in der Lebensbeschreibung dieses Mannes gar nicht als eine Heilige erscheint. Sie trat später von der katholischen Religion zur protestantischen über, und heirathete ihren jetzigen Mann, einen Staatsrath. — Wie geht es denn meiner Freundin Carl? Man soll doch über nichts lachen, weil es einem neu ist! Das kam mir immer so komisch vor, daß mir die Carl, wo sie mich traf, die Hand reichte, selbst an öffentlichen Orten und es sezte mich in Verlegenheit. Das ist aber allgemeine Sitte in Berlin. Die Damen geben den Herren ihrer Bekanntschaft beim Kommen, Gehen und begegnen die Hand. Ach, und wie oft wurde die meinige zärtlich gedrückt. Du glaubst es gar nicht, liebes Bärbelchen, welch ein Glück Du an mir machst. Wie würdest Du hier als meine Frau beneidet werden! Wahrlich, ich fürchtete mich Dich her zu führen, Du armes Kind wärest Deines Lebens nicht sicher. Trauriges Loos der Größe! — Habt Ihr Charfreitag in Frankfurt ein Oratorium gehabt? Hier wurde unter Zelters Leitung von der Singakademie der Tod Jesu von Graun aufgeführt.[99]) Es überraschte mich den alten Mendelssohn an der Kasse mit dem Verkaufe der Billette beschäftigt zu sehen. Das thut er alle Jahre aus Gefälligkeit für den alten Zelter, und giebt ihm jedesmal 50 Thaler dazu und läßt seinen Sohn Felix und seine Töchter mitspielen und singen. — Habe ich Dir denn schon erzählt, daß ich Dein zart Bettchen, hier als Kopfkissen

gebrauche? Ich ſchlafe ſo ſüß wie ein Kind darauf. Alles was Dich je berührte, hat eine einſchläfernde Zauberkraft. Und von Deinen guten Anisplätzchen habe ich auch noch. Erſt heute Morgen habe ich zu einer Taſſe Chocolade davon gegeſſen. Gruß an die Ochſen und an die Kraus und an alle vom lieben Dr. Börne. Ich küſſe Dir aufs zärtlichſte die Hand.

Charles gebohrne Jeanette.

---

19) Berlin. Donnerſtag d. 10. April 1828.

Wie angenehm war ich geſtern überraſcht ſchon wieder einen Brief von Dir zu bekommen; ich konnte aber nicht gleich dazu kommen ihn zu beantworten. Aber liebes Bärbelchen, Du füllſt ja eine ganze Seite Deines Briefes mit Plagiaten an, indem Du Reichardts Guide de Voyageur ausziehſt, den ich ja ganz dick ſelbſt beſitze. Du ſprichſt von Hameln wie ein Hämmelchen und von Paderborn wie ein Peterchen, lauter dummes Zeug. Sprichſt Du von Bayreuth ſag ich: ſei geſcheit; ſprichſt Du von Braunſchweig, ruf ich: traun ſchweig. Das war ein Stück Predigt aus Abraham a santa Clara! Nein, es wird nicht mehr herumgereiſt ohne Dich, ich gehe den graden Weg nach dem Rhein. Der liebe Börne iſt kurz und nicht mehr ſo geſprächig wie ſonſt, erſtens weil er nachdem der erſte Eindruck von Berlin vorüber iſt, weniger mehr zu ſchreiben hat. Zweitens, weil er mit Vorbereitungen zur Abreiſe beſchäftigt, wenig Zeit hat, und drittens, weil er verdrüslich, verdrüslich, verdrüslich iſt. Was habe ich nicht immer zu thun, wenn ich mein Lager aufhebe! Hundert geliehene Bücher zurückſchicken Wäſche beſorgen, Stiefel ſohlen laſſen, Geld einkaſſiren,

Abschiedsvisiten, Billets schreiben, bei — — —*) langweiligen Abschiedsthee nehmen. Ach und das Wetter bringt mich zur Verzweiflung. Es wird alle Tage schlechter. Was habt Ihr in Frankfurt für Wetter? Antworte nur noch auf diesen Brief nach Berlin und dann nicht mehr, ich müßte es denn ausdrücklich sagen. Nach Hannover werde ich schwehrlich kommen, und wenn auch, doch nicht mit Schmidts reisen. Das würde mich und sie geniren. Aber erkundige Dich doch genau wie lange Schmidt noch in Hannover bleibt, um welche Zeit er nach Cassel kömmt und wo er dort logiert. Vielleicht kömmt er grade nach Cassel, wenn ich dort bin. — Die Wechsel darfst Du nicht in Frankfurt lassen, sondern Du mußt sie mitnehmen, und zwar darum, weil, wenn sie fällig sind, oder wieder verkauft werden sollen, sie ja der Eigenthümer unterschreiben muß. **) — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — Wie ist da zu helfen? Ach Gott, was macht uns unser Geld für Sorgen! Wäre nicht am klügsten es durchzubringen? Meine theuren Leinwandhemden, theure Freundin, werde ich vor dem Einpacken zählen, und Dir getreu berichten, ob, was ich nicht glaube, eines davon gestohlen. Beim Einpacken werde ich mit Argusaugen wachen. Die Einrichtung ist so, daß ich dabei nicht hin und herzugehen brauche. A propos, Hemden, habe ich folgendes mit Dir zu überlegen und gehorsamst anzufragen. So lange wir auf der hohen See der Jugend schiffen, so lange die Stürme der Leidenschaften uns umherwerfen, uns bald bis an die Wolken erheben, uns bald in den Abgrund der Wellen schleudern; so lange ein Seekrankes

---

*) Drei Worte unleserlich gemacht.

**) Fünf Zeilen unleserlich gemacht.

Herz uns taumeln und schwindeln macht; so lange unser Fuß schwankt und unser Blick irre umherschweift — bedenken und berechnen wir nicht, wie kostspielig es ist, alle Tage ein weißes Hemd anzuziehen. Aber ach, in dem Winter unserer Tage lernen wir rechnen! Nun sind hier große Etablissements, wo man fertige Wäsche kauft. Die Preiße sind fix und billig. Die reichsten Familien kaufen auf diese Weise ihren Bedarf. Man hat dort auch Chemisetten*) — — — — Nun wollte ich Dich fragen, ob ich nicht vernünftig thäte, mir ein halbes Duzend solcher Chemisetts zu kaufen, um das viele Waschgeld zu sparen. Man hat das Stück von 1 bis 3 Thaler. Was sagst Du dazu? U. A. w. g. — Der liebe Börne hat gestern das erstemal ein Schauspiel und das Schauspielhaus gesehen. Was sagst Du dazu? Nach fast zwei monatlichem Aufenthalte? Ist der liebe Börne nicht ganz charmant? Devrient[100]) ist ein vortrefflicher Komiker. Ein Lustspiel von Raupach Der versiegelte Bürgermeister[101]) hat mich sehr lachen gemacht. Raupach schreibt viel fürs Theater und gefällt sehr. Man erzählte mir es stünde, ich weiß nicht in welchem Blatte: „Der geistreiche und liebenswürdige (!) Dr. Börne, ehemals Herausgeber der Wage, hält sich gegenwärtig hier auf, und wird ein eigenes Blatt herausgeben. Dem Vernehmen nach wird er bald eine junge und reiche Wittwe heirathen, deren feiner und gebildeter Geschmack, dem Vernehmen nach, auf die gewandte Feder dieses ausgezeichneten Schriftstellers, großen Einfluß üben soll.“ Was sagst Du dazu? — Die Mariane S. hat mich neulich mehrere Novellen lesen lassen, die sie geschrieben. In Wahrheit zu sagen fand ich sie sehr hübsch. Nun habe ich freilich

*) Zwei Worte unleserlich gemacht.

meinen Beifall in ſchmeichelhaften Worten zu erkennen gegeben und mehr geſagt als gedacht. Mein Lob hat ſie ganz berauſcht, ſie ward ganz roth und erhizt davon. Das iſt ein ſeltſames Frauenzimmer. Sie lobt ſich ſelbſt, und hört ſich mit der größten Naivität loben, ohne was dagegen einzuwenden. Ich kann es nicht gewöhnliche Eitelkeit nennen, es iſt eine Art katholiſches Weſen, eine Art Sinnlichkeit der Seele, die immer nach Genuß hungert. Ich mache ihr Schmeicheleien mit grenzenloſer Unverſchämtheit und es hat mir nie bei ihr geſchadet. — Den Hegel, hat das Schickſal beſchloſſen, ſoll ich nicht kennen lernen. Eigentlich liegt mir auch nichts daran, denn er ſoll in Geſellſchaft ſehr unintereſſant ſeyn. Aber ich möchte mir von Dir keine Vorwürfe machen laſſen, daß ich einen berühmten kennen zu lernen verſäumt. Nun war ich neulich irgendwo zu Tiſche gebeten, wo Hegel auch ſeyn ſollte. Ich hatte das ſchon früher erfahren durch einen Bekannten, der gerade dabei war, als der Bediente den Auftrag bekommen, mich einzuladen. Der Bediente aber war neu und konnte meine Wohnung nicht finden, und ſo mußte ich wegbleiben. — Geduld, Bärbelchen, wenn ich einmal auf der Reiſe bin und eine neue Welt ſehe, und vielleicht Berlin ſelbſt aus der Entfernung mir neu erſcheint, dann werden meine Briefe länger werden. So lang, ſo lang! Werden wir uns viel zu erzählen haben? Auf einem Dampfſchiffe an einem ſchönen Maitage, müſſen wir uns wiederſehen. Adieu, Holde, liebe, Gute. Adieu wilder Huſar.

Dein Charles.

Nr. 20 erhalten.

---

20) Berlin. Sonntag d. 13. April 1828.

Lieber Engel, Deinen Brief Nr. 21, geſchrieben den 8. April, hätte ich ſchon geſtern haben können, habe ihn

aber erſt heute erhalten. Wie geht das zu? Ach, Gott nein, ungeduldig bin ich nicht, ich möchte nur, wenn Du von Frankfurt weggehſt, keinen Tag ſpäter mit Dir zuſammentreffen, als auszuführen wäre. Die Blicke und die Hände ſind holder und freundlicher als je, und ich werde alle Tage ein lieberer Börne. Meine Abreiſe wird ſich noch um eine Woche wenigſtens verzögern und ich komme durch meine Schuld in eine dumme Verlegenheit. Aus einem einfältigen Geiz, ja keine Paar Thaler Miethe zu verlieren, wenn ich früher als Ende April abreiſen ſollte, habe ich es auf übermorgen den 15ten aufgekündigt, und jezt iſt es weiter vermiethet und ich muß auf ſo kurze Zeit wieder ins Wirthshaus ziehen. Ich war ſo verdrüslich darüber, daß ich vor einigen Tagen beſchloß mich ſchnell reiſefertig zu machen, um Dienſtag abzugehen, da bekam ich unglücklicher Weiſe nach leichten Zahnſchmerzen ein dickes Geſicht, mußte vorgeſtern und geſtern das Zimmer hüten und werde auch heute noch nicht ausgehen können. Dadurch wurde ich verhindert, die Vorbereitungen zur Abreiſe zu treffen. Die Herz hat mir höchſt eigenhändig ein Kräuterſäckchen gemacht, und die Julie, als ſie erfuhr, daß ich alte Leinwand ſuche, hat ſie mir ihren Mann geſchickt, und mir auf ihre witzige Art, alle Lumpereien anbieten laſſen, die ſie im Hauſe habe. Das Wetter fängt übrigens an, gut zu werden. Nach Hannover will ich recht gern reiſen, es kömmt nur darauf an, wie lange Schmidt noch dort bleibt? Vielleicht könnte ich erſt in den erſten Tagen des Mais dort ankommen. Schreibe mir das alſo genau. O Bärbelchen, was biſt Du eine ſchlechte Geographin! Nach Bremen ſoll ich reiſen, das nur wenige Meilen von Hamburg entfernt iſt. Es wäre mir ſelbſt intereſſant Hannover kennen zu lernen, und es kömmt alſo darauf an, ob Schmidt nicht zu ſchnell von dort abreiſt. Das

war wirklich ein treffender Witz von Heß. Schreibe mir doch, wie es mit Kirchners Gesundheit aussieht. Wenn Dir etwa Lindenau sagt, daß ich von seinem Vater die 120 Thaler noch nicht eingenommen, so erklärt Dir das, daß ich einige Tage nicht aus war. Es eilt ja nicht. Das ist ein himmlischer Gedanke zuweilen eine ironische Lustpartie vom Rhein nach Frankfurt zu machen. Ich werde dann ganz vergnügt, wie ein steifer Engländer durch die Straßen gehen und mir die Häuser ansehen. Satan, willst Du Dir denn das dumme Zeug von einem Gütchen kaufen nie aus dem Sinne schlagen? Wie soll sich das denn verinteressiren? Ich sehe voraus, das Weib ruinirt mich. Mendelssohn hat ein großes Gut am Rhein, mit Waldung, Wiesen, Weinberg, und er sagt mir, es bringe ihm gar nichts ein. Nur daß er frei wohnt, einige Flaschen Wein zieht, und Obst zum Einmachen für den Winter. — Mit meiner Freundin Saaling geht es immer besser. Wir haben uns wechselseitig ganz förmlich, unsere — Freundschaft erklärt. Aber das ist doch nur ungesäuertes Brod gegen Dich. Es giebt keine Person, mit der man besser einen Roman spielen kann als mit ihr. Sie ist selbst ein ganz fertiger Roman. Ein wunderliches Gemisch in ihr von Wahrheit und Dichtung. Und in eine solche Rolle einzugehen bin ich ganz der rechte Mann. Ich treibe wahre Styl- und Deklamirübungen mit ihr. Glaube aber nicht, daß das Heimtücke ist; das macht sich so mit dem besten Willen, und ob ich gleich ihr aufrichtiger Freund bin. — Wenn*) Du Dich gut aufführst, und verschwiegen bist, theile ich Dir auch in meinem nächsten Briefe einige zwischen mir und Mariane gewechselte Billets mit. Die

*) Vorher habe ich eine große Stelle gestrichen.

sind wie gedruckt. Anliegendes*) habe ich aus begreiflichen Gründen vom Briefe getrennt. Adieu. Engel. Dein heutiger Brief hat mir besonders Freude gemacht.**) Charles. Nr. 21 erhalten. Aber warum einen Tag zu spät. Die Schuld kann nur an Dir liegen. — Schreibe mir nur unter der gewöhnlichen Adresse hierher. Ich werde zwar übermorgen ausziehen, mein Brief wird mir aber gehörig besorgt.

---

21) Berlin Mittwoch d. 16. April 1828.

Wir wollen sehen, wer gewinnt, Jeanettchen, wir wollen sehen, wer die kürzesten Briefe schreiben kann. Also nicht warten auf Schmidt, sondern allein von Frankfurt weg. Das ändert aber die ganze Sache. Jezt hätte ich zu bestimmen, wann und wo wir uns treffen sollen am Rhein. Das kann ich aber auf dem Wege erst, wenn ich Berlin hinter mir habe. Auch mache ich mich jezt fertig, das Wetter ist Sommerlich. Ich denke in Mainz treffen wir zusammen. Es wäre sehr liebenswürdig von der Fanny Ochs, wenn sie Dich begleitete. Es würde mich ganz glücklich machen. Die guten Kraus sind doch etwas langweilig. Wenn aber weder die Eine noch die Andere mitgingen, wer dann? Engagire niemand Drittes, ohne mich vorher um Rath zu fragen. Ich habe hier sehr meinen Geschmack ausgebildet, ich bin äußerst delikat in der Wahl der Gesellschaft geworden, und es wird nöthig seyn, daß ich Dich selbst noch etwas filtrire. Also Dich jezt in Ordnung gebracht, reisefertig gemacht, und aufgepaßt wenn ich kommandire: marsch! — Ich glaube nicht, daß ich nach Hannover gehe. Wohl nur nach

*) Dem Original liegt nichts bei.

**) Hier sind einige Worte unleserlich gemacht.

Magdeburg, und von da nach Cölln oder Coblenz. — Das Geld von Lindenau iſt einkaſſirt. — Iſt es wahr, daß Ihr Oſtern in Frankfurt Schnee gehabt? — Heute Mittag bin ich wieder mit Hegel eingeladen. Ich hoffe, daß er mir dieſesmal nicht entwiſcht. — Die Heyſe erzählte mir, ihre Nichte die Frau von Rothſchild, habe den Dr. Chriſt als Accoucheur angenommen. Hat das nicht etwas Neid erregt bei Mappes, Reis?*) — — — Wie froh bin ich, daß Du mir geblieben. Wirſt Du den Sünder, der reuig zu Deinen Füßen fällt wieder aufnehmen?**) — — — — — Und der liebe Börne, läßt jezt wie ein geſchlagener Pudel Schwanz und Ohren ſinken, und duckt ſich, und ſchleicht ſich weg. Iſt das nicht artig von der Schickung? Aber Du glaubſt es nicht, was ſie für eine Närrin iſt. Es läßt ſich ſchriftlich gar nicht auseinander ſetzen. Es jammert einen. Die vielen Schmeicheleien, die ſie theils freiwillig bekommen, theils zu erpreſſen wußte, haben ihr den Kopf verrückt. Sie ahndet nicht, daß ſie ganz verblüht iſt, beträgt ſich wie ein junges Mädchen, und ſpricht nur von ihrer Kindheit, nie von ihrer Jugend. Sie verſteht einem Weiß zu machen, daß man ſie lieb habe. Göthe hat das treffliche Wort: Anempfindlerin erfunden. Sie iſt eine. Die Arme, die Unglückliche! In wenigen Jahren iſt ſie ein Spott der ganzen Welt, ſie iſt es jezt ſchon vieler. Sie iſt ein lehrreiches Opfer der Schwäche und Eitelkeit. Ich möchte alle junge, ſchöne Mädchen um ſie her verſammeln, und ihnen ſagen: Seht, das iſt das Loos einer Empfindlerin, die mit ihrem eigenen Herzen ſo lange ſpielte, bis es fiel

*) Hier ſind einige Worte unleſerlich gemacht.

**) Eine nun folgende ſehr ausführliche Stelle über M. S. iſt von mir geſtrichen.

und brach, und mit fremden Herzen, bis sie entrollten und nicht mehr zu finden waren. Ich umarme Dich, Bärbelchen, Du reine, unverführische, schöne Seele.

Meine neue Wohnung: Französische Straße Nr. 53. Deine Nr. 23 gestern, habe ich richtig in meiner jeztigen Wohnung erhalten. Charles Dupe.

Heute habe ich zum erstenmale kein Feuer.

---

22) Berlin. Freitag. 18 April 1828

Wir schreiben Briefe, wie zwei rechte müde Gäule, die sich in den Stall sehnen. Mich hält eigentlich hier nichts mehr zurück als die Faulheit meine Sachen in Ordnung zu bringen, Abschiedsbesuche zu machen u. dergl. Das Wetter ist gut. Du irrst ich aber, wenn Du glaubst, ich sei aus Unbeständigkeit Berlins überdrüssig geworden. Es gefällt mir immer noch. Aber so lieb es mir ist, bist Du mir denn nicht noch lieber? Und wie sollte ich nicht ungeduldig werden, wenn unser Zusammentreffen so nahe ist. Nach Hannover kann ich auch jezt nicht mehr, selbst wenn ich wollte. Du verrechnest Dich ganz in der Zeit. Reise ich gegen das Ende künftiger Woche von hier ab, und bleibe nur wenige Tage in Magdeburg, Cassel — wird es Mitte Mais bis ich an den Rhein komme. Ich reise ja langsam mit dem Hauderer. Auf diesen Brief, kannst Du mir immer noch hierherschreiben, das wird aber gewiß der lezte seyn. — Nicht zu vergessen. Packe einige Betttücher u. Handtücher zu meinem Gebrauche für Ems ein. Wenn es noch Zeit wäre, möchte ich gar zu gern, daß Du mir 2 Badehemden von Leinwand bestelltest. Du weißt Du wie sie gemacht werden? Sehr lang und weit u. weite Ermel, u. vorne offen. Die Leinwand braucht nicht von der feinsten zu seyn. Solche Badehemden sind

zum Abtrocknen sehr bequem. — Auf eine meiner wichtigsten Fragen hast Du mir nicht geantwortet. Sind meine Bendelschuhe in Frankfurt, oder sind sie mir hier gestohlen worden? Wenn lezteres schreibe mir's, damit ich von hier welche mitnehme, denn in Ems kann ich solche, Morgens an den Brunnen u. ins Bad zu gehen nicht entbehren. — Wenn Reingamus 2000 fl. oder eine dem nahe kommende Summe nähme, dann wäre er so niederträchtig als sein Bruder. Tausendmal lieber gar nichts. Wenn ich zurückkomme, lasse ich mich durch nichts, und auch von Dir nicht abhalten, etwas von Rgn. u. meiner Erbgeschichte in das Morgenblatt zu bringen. Ich werde das schon anzuknüpfen wissen.*) — Der Taschenspieler der mich für einen Dummkopf angesehen, ist ja der nehmliche, der auch hier den Streich mit dem Bauer gemacht. Ich habe Dir das zu schreiben vergessen. Zu einem Romane hätte ich wirklich große Lust. Aber mein Gott wie viel fehlt mir dazu, wie viel Talent, wie viel Stoff. Ich bin aber jezt zu diesem Zwecke sehr aufmerksam auf meine Bekanntschaften. Die M. S. ist ein Studium, ich lese sie und durchblättere sie wie ein Buch. Das ist ihr Glück, sonst misfiele sie mir im höchsten Grade, ja täglich mehr. Wie nöthig ist doch den Weibern Verstellung, Bekleidung. Wie häslich ist es wenn sie sich zeigen, wie sie sind. Nie ist mir ein Frauenzimmer vorgekommen, das so unbesonnen, so leichtsinnig, so taktlos — ich muß das harte Wort gebrauchen so schamlos wäre. Doch hoffe ich, Du werdest das nicht misdeuten, und den Ausdruck nicht im gewöhnlichen Sinn nehmen, sondern im mahlerischen, wie ich ihn mir gebildet. Wenn die Fanny Ochs mit Dir

*) Hier sind drei Zeilen unleserlich gemacht.

an den Rhein käme (im Vertrauen, ich möchte sie im Geheim abkonterfeyen) würde ich Euch vier Wochen lang von der M. S. unterhalten können. — Sey nur ruhig, ich will keine Wäsche kaufen, ich erschrecke vor Deinem Mordspektakel, ich fürchte Dich mehr als den Teufel. — Noch einmal meine Adresse: Französische Straße 53. Ich wohne im nehmlichen Hause als Robert. So sehr misfällt mir die schöne Madame, daß ich während meines hiesigen Aufenthalts erst zweimal den Abend bei ihr zugebracht, und daß ich, seit ich im Hause wohne, sie noch gar nicht besucht habe. Von Robert sagte mir neulich Einer, was ich früher gesagt, nur noch besser. Er sei: ein ausgebrannter Krater, der nie gebrannt habe. — Neulich war ein Erdbeben hier in der Nacht. Als ich Morgens aufwachte, lag meine Nachtmütze auf der Erde, die mir der Erdstoß vom Kopfe geworfen hatte. Dein treuer Charles und lieber Börne. Nr. 23 erhalten.

---

23) Berlin Montag 21. April 28.

Ich küsse Dir aufs Zärtlichste die Hand, theuere Freundin, für die Piqueweſten die Du für mich hast machen lassen. Auch soll der erste Dintenflecken den ich darauf mache, Dir gewidmet seyn. Ich will es abwarten, ob ich zu Hannover noch Neigung bekomme, ich glaube es aber nicht. Ich denke Ende dieser Woche abzureisen. Schreibe mir nicht mehr nach Berlin. Es wäre freilich verdrüslich, wenn ich, einige Tage länger hierbleibend, Deine Briefe entbehren müßte, aber so ist es mir immer noch lieber, als wenn einer Deiner Briefe mich hier nicht mehr träfe. Schreibe mir nach Empfang dieses, Postrestant nach Magdeburg. Ich werde Dir in den gewöhnlichen Zeitfristen schreiben, also wahrscheinlich

Donnerstag noch einmal von Berlin. Du aber schicke mir, außer dem einen Brief nach Magdeburg, keinen andern, bis Du weitere Nachricht von mir bekömst. — Vor der Anzeige im hiesigen Wochenblättchen hättest Du Dich nicht zu ängstigen. Das kömmt nicht nach Frankfurt und wird auch hier nicht gelesen. Es erscheinen täglich wenigstens 12 Blätter davon, und da ist man unter Austern, Gänsebrüsten, Steckbriefen, Auktionen, und hundert tausend andern Anzeigen so versteckt, daß uns keiner fände. Es ist kein Wochenblättchen wie das Frankfurter, es ist ein Buch. — Was hatten wir drei Nächte hinter einander für schrecklichen Gewitter![102]) Ich habe so etwas noch nicht erlebt, ich meynte die Welt würde untergehen. Beim Gewitter das Freitag Abend statt fand, hatte ich auch noch ein artiges Abendtheuer, das zwar romantisch war, aber gegen alle Aesthetik zugleich antik, denn es begegnete mir, mit einer alten Frau, mit der 55jährigen Varnhagen. Wir fuhren um 11 Uhr Nachts aus einer Gesellschaft nach Hausse, in einem Regen der einer Sündflut glich. Die Straßen waren überschwemmt, das Wasser, das nicht schnell genug ablaufen konnte, bildete Seen und Flüsse, und die Strömung war so stark, daß der Kutscher Mühe hatte, durchzukommen. Es war ein halber Wagen vorn ohne Leder, und der Wind trieb uns den Regen ins Gesicht. Wir wurden durchnäßt als wären wir zu Fuße gegangen. Jetzt plötzlich geschah ein Donnerschlag — ich glaubte es wäre einer — es war aber das Krachen des Wagens, der gebrochen und umgefallen war. Da lagen wir, in dem fürchterlichen Wetter, und über und unter uns nicht als Wasser. Wir mußten aussteigen, die Varnhagen hatte ganz den Kopf verlohren, und ich wollte mich zu todt lachen. Wir suchten das erste beste bekannte Haus auf, schellten die Leute heraus die schon schliefen, und da zog

sich die nasse Hexe in meiner Gegenwart von Kopfe bis zum Fuße trocken an und ich sang: was hab ich gesehen, was hab ich gesehen! — Vergangenen Freitag war hier eine große Feyer zum Gedächtnisse Albrecht Dürer,[108]) mit Reden, Deklamation, Musik und Gastmahl. Die große Musik, eine Art Oratorium von Felix Mendelssohn soll vortrefflich gewesen seyn. Ich war nicht dabei, ich fürchtete die Hitze. — Vergesse nicht ehe Du weggehst, meine im Mai fälligen Wechsel zu realisiren, und Dir die Verfallzeit der neu zu kaufenden gehörig zu merken. — Rede mir nicht mehr von der M. S., das ist ein schwaches eitles unweibliches Weib, und ich schäme mich, daß ich mich von ihrem empfindsamen Flitter eine Weile lang habe verblenden lassen. — Jezt ist's warm wie im Sommer und ich werde gutes Reisewetter haben. — Der Fanny Ochs schreibe ich gewiß noch, lasse sie nur nicht merken, daß Du mir über meine Nachlässigkeit Vorwürfe gemacht. — Hattest Du denn keine Lust Dich mahlen zu lassen? Wie glücklich hätte mich hier Dein Bild gemacht! Und wozu das Geld sparen! Denken wir uns, ich hätte auf der Reise so viel mehr gebraucht. Wäre nicht noch Zeit dazu? Es würde mich gar zu glücklich machen. — Aber daß nur Deine Abreise dadurch nicht verzögert werde. An Dir liegt mir immer noch mehr als an Deinem Bilde. — Schon einige Male, daß ich mit der Herz von Dir und Deiner zarten Weiblichkeit sprach, kam sie in Verlegenheit. — — — —*) ich hatte meine Freude daran. „Ja die Wohl — sagte sie dann — das ist Ihr Ideal. So ist nicht Jeder." —

Dein Charles mehr als je.

Nr. 25 erhalten.

---

*) Einige Worte unleserlich gemacht.

24) Berlin Donnerstag d. 24. April 1828.

Bärbelchen mein, ich grüße Dich fein. Als ich gestern Abend spät nach Hausse kam und zu Bette ging, und wie gewöhnlich einige Bücher auf meinen Nachttisch legte und bald das Eine bald das Andere nahm, mit der Langeweile wechselnd, da — lag plötzlich wie durch einen Zauber, Dein holder Brief unter einem Buche, den wahrscheinlich meine Wirtin hingelegt, und den ich ohne ihn zu bemerken mit Büchern bedeckt hatte. Ich bedeckte ihn mit Küssen. Da mußte ich aber wieder aus dem Bette, eine Scheere zu holen. Dann las ich ihn und lachte daß mir der Kopf schmerzte. Du bist das komischte Aeffchen, das man nur finden kann. Ueber Deine Angst, der entschlüpften 2½ Prz. wegen, mußte ich lachen. Ich sah das Mäuschen in der Falle, ich hörte es pfeifen. Jezt ist alles zu spät. Ich werde mich nach der Decke strecken, ich werde zu Fuße reisen meinen Koffer auf den Rücken nehmen und mich ernähren von den Wurzeln des Waldes. Daran ist Deine Schwatzhaftigkeit schuld. Ein anderes Mal sei vorsichtiger und überlege was Du sprichst. Deine Briefe habe ich alle erhalten auch Nr. 22. — Nein, ich bin nicht unschlüssig, ich gehe nicht nach Hannover. Das ist mir zu weit, zu nordisch. Ich schmachte nach dem Rhein und Dir, und wenn Du zu lange zauderst, komme ich einmal des Nachts mit einem Wagen und zwei Banditen vor Dein Haus und entführe Dich. Die Tante! ach, die Tante! Die kann den ganzen Rhein zu Meerwasser machen, die kann ihn versalzen. Ich meyne auf jeden Fall, es wäre zweckmäßiger Du nähmest ein Frauenzimmer mit. Wir wären dann freier, unsern eigenen Weg zu gehen. Wenn Fanny Ochs nervenschwach und reizbar ist, wäre ihre Gesellschaft freilich bedenklich. Dann wären Kraus vorzuziehen. Von diesen aber wäre die Marie mir am liebsten. — Ich warte hier

noch Deinen Brief ab, den ich Samstags morgen bekomme, und reise dann Sonntag ab nach Magdeburg, welche Reise 2 Tage dauert. Dort bleibe ich ein oder 2 Tage, und gehe dann nach Cassel. Du schreibst mir also nicht und nirgends mehr hin, bis ich weitere Nachricht gebe. (Außer den verabredeten Brief, den ich in Magdeburg erwarte.) Es kann seyn, daß ich Dir, durch Geschäfte verhindert, von hier gar nicht mehr schreibe, und überhaupt vielleicht ein Paar Tage später als die gewöhnliche Zeit. Das möge Dich dann nicht beunruhigen. — Ich habe vergessen Dich um Erlaubnis zu fragen, ob ich das Deckbett hier in Verwahrung zurücklassen dürfe. Jezt ist zu spät, ohne Deine Erlaubnis wage ich diesen Schritt nicht, und ich muß es mitnehmen, ob es mir zwar sehr lästig ist. Einige andre alte Sachen, gebe ich der Herz zu verwahren. — Der Sachs[104]) mit seinem Roman! Das mag ein schöner Roman seyn! Ich bin froh, daß er verlohren. Ich erinnere mich dessen nicht; doch recht gut meiner Kleiderlosigkeit in Heidelberg. Darum ängstige Dich nicht wegen der verrathenen 2½ Prz. Ein Baruch läßt nicht von Art, und ich werde nicht knausern auf meiner fernern Reise. Ich habe mich mit meinem Gelde verrechnet und werde mir wahrscheinlich nach Kassel noch welches müssen schicken lassen. — Die arme Constantin! Ich habe es ihr in die Hand versprochen, ihr zu schreiben. Sie bat mich wie ein Kind darum und ich habe nicht Wort gehalten. Darum der Frühling einer Unglücklichen! Alles verliebt sich in mich, es ist gar zu traurig. — Ich begreife gar nicht, wie sich Rüppel[105]) um mich interessieren kann. Hat man denn in Aegypten auch meine Waage gelesen? — „Mai-Tage am Rhein" werden geschrieben für das Morgenbl. und darin will ich meine Berliner Gedanken anbringen. Ich schlürfe den Rhein in meinem Geiste, es erquickt mich

wie ein Bad, wenn ich nur daran denke. Nur ein Berliner kann den Rhein voll genießen, und das Entzücken der Berlinerinnen in Rüdesheim, von dem man uns erzählte, wird mir jezt ganz begreiflich. — Professor Zimmern?[106]) Ich will es der Fügung anheim stellen. Die Pandekten in Ems — das kann interessant werden. — An 6 Orten hat es hier in der Stadt neulich eingeschlagen. Ein Offizier ist vom Blitze getroffen und blind und taub geworden — unheilbar. Nr. 25 erhalten. Dein guter Charles, Dein lieber Börne.

---

25) Berlin d. 26. April 1828 (Samstag)

In Erwartung Deines heutigen Briefes, will ich unterdessen den Meinigen anfangen. Ich dachte morgen abzureisen, aber es geschieht erst Montag oder Dienstag. Ich kann gar nicht fertig werden. Unterdessen entbehre ich Deine Briefe. Das ist recht traurig, aber es war nicht zu ändern. Aloys Schmidt hat mir gestern sehr freundlich geschrieben, ich möchte kommen, bei ihnen wohnen, sie wollten mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich machen. Auch Auguste hat einige Zeilen beigefügt. Ich habe ihnen heute geantwortet, es ginge nicht an. Ich habe gar keine Lust dazu. Ich will am Rhein unser Wiedersehen abwarten. Wahrscheinlich bleibe ich in Bonn, biß Du mir bestimmst, wo wir uns treffen sollen. Auch liegt mir viel daran auf meiner Durchreise, mir in Ems frühzeitig ein Logis zu bestellen. Ich habe immer so schlecht gewohnt. Von Magdeburg aus, bestimme ich, wohin Du mir ferner schreiben sollst. — Gans hat mir erzählt, ein medizinischer Professor aus Jena, der gegenwärtig hier ist, habe ihm vertraut, Professor Zimmern sei recht bedeutend krank, er sei nahe daran die Schwindsucht zu haben. Siehst Du nun wie gefährlich das Arbeiten ist und wie

gesund das Müßiggehen? — Jezt ein anderes Kapitel. Ich zittere davon zu sprechen. Du wirst zanken, Du wirst toben wie ein Unhold. Aber nur sachte, sachte. Du weißt ich bin Dein Sklave und thue und lasse was Du willst. Aber reden darf ich doch; darf doch jeder arme Hund bellen, wenn man sich auch nicht darum bekümmert. Ich brauche für meine gestohlene schwarze Weste und Beinkleider neue, ich habe nur ein Paar Beinkleider, die ich beständig trage. Willst Du mir bei Bahr welche machen lassen und sie mitbringen ist es gut. Willst Du nicht, ist es auch gut, ich drehe mich auf dem Absatz und singe: ach, wäre ich ledig geblieben! — Sonntag d. 27. April. Deinen Brief Nr. 26 den ich gestern erhielt, konnte ich gleich zu beantworten keine Zeit finden. Du bist aber sehr unfreundlich, Du bist sehr unbekümmert um meine Wünsche. Wie oft habe ich Dich nicht gebeten, mir zu schreiben, ob meine Bendelschuhe zu Hause sind, und Du hast mir immer noch nicht darauf geantwortet. Sind meine Bendelschuhe zu Hause? Dann bringe sie mit. Ich bitte Dich vergesse das nicht. Ich kann in Ems die Bendelschuhe nicht entbehren. Sollten sich aber in Frankfurt keine finden, so schreibe mir's, daß ich mir neue Bendelschuhe machen lasse. — Ich werde, weil Du es wünschest den Koffer in den Wagen nehmen. Freilich bleibt dann kein Platz für mich, und ich werde mich hinten müssen aufbinden lassen. Es ist aber besser, daß ich gestohlen werde als der Koffer. Was meine Reisegesellschaft betrifft, so hat sich gestern eine für mich gefunden, die Dir zwar angenehm seyn wird, weil es ordentliche Leute sind, die mir aber etwas lästig ist, weil es Frauenzimmer sind, die ich beobhuten und artig behandeln muß. Es ist nehmlich die Schwester des Dr. Heise, die erst gestern von Magdeburg, wo ihre Eltern wohnen, zum Be-

ſuche ihres Bruders hier angekommen iſt, und noch ein anderes junges Frauenzimmer, eine Wittwe von 19 Jahren. Dieſe reiſen ohne männliche Begleitung Mittwoch nach Magdeburg zurück. Ich wollte morgen ſchon abreiſen. Man hat mich aber ſo dringend gebeten, meine Reiſe noch 2 Tage zu verſchieben, daß ich es ſchicklicher Weiſe nicht abſchlagen konnte, da mich Heiſe ſo ſehr freundſchaftlich in ſeinem Hauſe behandelt hat. Muß ich da nun zwei Tage artig ſeyn, und ich dachte doch, mich von Berliniſcher Feinheit zu erholen. Aber am traurigſten iſt, daß ich jezt faſt 8 Tage lang keinen Brief von Dir habe. Daran iſt doch auch wieder Deine Ängſtlichkeit ſchuld die mich angeſteckt hat. Ich hätte Dich immerzu ſollen nach Berlin ſchreiben laſſen. Wäre ich auch früher abgereiſt, wäre mir der Brief nachgeſchickt worden. Aber ich wagte es nicht. Jezt finde ich nun etwa künftigen Freitag einen Brief in Magdeburg, und dann muß ich wieder 8 Tage auf einen andern warten, weil ich nicht beſtimmen kann, wohin Du mir ſchreiben ſollſt. Was mich das verdrüslich macht! — Auf baldigen Brief von mir kannſt Du kaum zählen. Mittwoch reiſe ich ab und komme Donnerſtag Nachmittag in Magdeburg an. Dort ſchreibe ich, doch wahrſcheinlich früher von Berlin oder dem Wege, wenn ich die Zeit dazu finde. Die weibliche Reiſegeſellſchaft liegt mir wie Blei in den Gliedern. — Fange nur Deinen nächſten Brief gleich an, daß er recht lange werde.

Dein guter, treuer Charles.

---

26) Berlin. Dienſtag d. 29. April 1828.

Morgen alſo, geliebtes Bärbelchen, reiſe ich ab. Ich werde dieſen Brief morgen in Potsdam auf die Poſt legen, ſo daß Dich das Poſtzeichen von meiner wirklichen Abreiſe benachrichtigen wird. Wie freue ich mich in Magdeburg

einen Brief von Dir zu finden. Schreibe mir gleich nach Empfange dieſes, nach Caſſel, Poſtreſtant, und zwei Tage ſpäter noch einmal dahin. Ich werde mich 4 bis 6 Tage in Caſſel aufhalten. Ich habe ſehr nöthig Geld. Bitte mir nach Caſſel welches zu ſchicken. Entweder durch Anweiſung, oder baar, oder (was mir am beſten dünkt,) 2 funfzig Thaler Treſorſcheine in einen Brief gelegt. Der Brief müſſte recommandirt werden. Überlaſſe es dem Samuel, wie er mir am ſchnellſten und ſicherſten 100 Thaler dorthin beſorgen will. — Ich werde wie der verlohrene Sohn, ohne Geld und Strümpfe zurückkehren. Ach! was ſehen meine Strümpfe aus. — — Ich komme ſo eben von der alten Herz, von der ich Abſchied genommen. Sie reichte mir die Wang zum Kuſſe. Als ich vor 25 Jahren in Thränen zerfließend von ihr ging, und ich kein einziges Wort vor Rührung ſprechen konnte, da war ich 17 Jahre alt, ſie in ihrem Sommer, ich liebte ſie und durfte damals nur ihre Hand küſſen. Und jezt! Il vaut mieux jamais que tard! — Abends 11 Uhr. Ich habe dieſen lezten Berliner Abend bei M. S. zugebracht. Die jungen Damen mit welchen ich Morgen früh nach Magdeburg reiſe, ſind ſehr liebenswürdig, und die kleine Mühe, die mir das Reiſen mit Frauenzimmern macht, wird mir reichlich vergolten werden. Es iſt mein Glück, daß ich dieſen langweiligſten aller Sandwege in ſchöner Geſellſchaft mache. Adieu, Adieu. Den 6. Mai iſt mein Geburtstag. Schreibe mir an dieſem Tage, wenn es nicht für ihn geſchehen kann einen lieben langen Brief. Die Mariane hat mir beim Abſchiede die herzlichſten Grüße an Dich aufgetragen. Welche Farbe dieſer Schillertaffet hat, das weiß ich nach zehen Wochen immer noch nicht. In Magdeburg ſchreibe ich wieder. Dein Charles.

Anmerkungen.

[1]) (Zu S. 4.) J. Fürst, später Herausgeber der Erinnerungen der H. Herz, Berlin 1850. Er war ein Literat, von dem wenig bekannt ist; er muß sehr lange in Berlin gelebt haben, ohne eine hervorragende Stellung einzunehmen. Mit dem bekannten Leipziger Orientalisten J. Fürst darf er nicht verwechselt werden. In der Originalausgabe war der Name ausgelassen.

[2]) (Zu S. 4.) Dr. Goldschmidt, Frankfurter Advokat, durch seinen Scharfsinn und Witz berühmt.

[3]) (Zu S. 4.) Denkrede auf Jean Paul, zuerst im „Morgenblatt" 1825, 9./10. Dez. Sie war am 2. in Frankfurt gehalten worden.

[4]) (Zu S. 4.) Henriette Sontag in Frankfurt (1826), jetzt in den Ausgaben der „Dramaturgischen Blätter". B. hat später in seiner Abrechnung mit Wilibald Alexis im „Häringssalat" die Begeisterung der Berliner über diesen Aufsatz geschildert. Vgl. Einl.

[5]) (Zu S. 5.) Oelsner, Konr. Eng., geb. 13. Mai 1764, gest. 20. Dez. 1828, Arzt, Publizist, vielseitig literarisch tätig. Er lebte lange Zeit in Paris, z. T. in diplomatischer Stellung, der er 1825 entsagte. Er war ein intimer Freund Varnhagens. — „Deinen Hans" (zu S. 5 Z. 14) bezieht sich nicht etwa auf Börne, sondern Heine; dessen Sonette an Frau Robert (über die und ihren Gatten die Einl. zu vergleichen ist) werden später nochmals erwähnt.

[6]) (Zu S. 5.) Friedrich Heinrich K. Baron de la Motte Fouqué, geb. 12. Febr. 1777, gest. 23. Jan. 1843, romantischer Dichter; vgl. die Einl. Er lebte bis zum Tode seiner Frau (vgl. Anm. 93) abwechselnd in Berlin und auf seinem Gute Nennhausen bei Rathenau.

[7]) (Zu S. 5.) Lindenau, der Begleiter Börnes von Frankfurt nach Berlin, wahrscheinlich, wie aus späteren Stellen hervorgeht, ein junger Kaufmann.

[8]) Zu S. 5. Wahrscheinlich Seidel oder Schneider, da B. A. Weber schon 1822 entlassen und 1824 gestorben war.

[9]) Zu S. 5. Spiro, sicher der spätere Schwager Börnes, Mann seiner Schwester. Der Name war in der Originalausgabe weggelassen. Den Sohn des Genannten traf B. in Berlin, wußte aber nichts sehr Erfreuliches von ihm zu berichten. (Vgl. S. 12.)

[10]) (Zu S. 5.) Staatsrätin Uhden, die Gattin des Staatsrats im Kultusdepartement J. D. F. O. U., 1763—1835, der auch eine Anzahl gelehrter antiquarischer Beiträge in den „Abhandlungen der Berliner Akademie" veröffentlichte. Uhden war zweimal verheiratet; die erste Gattin veranlaßte ihn, 1809 Rom zu verlassen (vgl. Euphorion I, S. 366); die zweite war eine gebildete Dame, die einmal Goethe besuchte (dessen Tagebuch 19. Sept. 1827). Sie (oder die erste?) stand auch Iffland nahe; (vgl. meine Iffland-Briefe, 1904, S. 216, 319). Nach der Äußerung unseres Textes muß sie eine Frankfurterin gewesen sein oder eine in Frankfurt wohnende Schwester gehabt haben.

[11]) (Zu S. 6.) Hotho, Heinr. Gust., geb. 22. Mai 1802, gest. 24. Dez. 1873, Ästhetiker, Kunsthistoriker, Professor an der Universität, später Direktor des Kupferstichkabinets. Er war ein eifriger Schüler Hegels und mit seinem Meister an der Begründung der „Jahrbücher" hervorragend beteiligt.

[12]) (Zu S. 6). Frau Levi, jedenfalls Frau Sarah Levi, eine Tochter des Bankiers J. D. Itzig. Sie war eine reiche und angesehene Frau, die lange Zeit einen Mittelpunkt der Berliner Geselligkeit bildete.

[13]) (Zu S. 6.) Reiß, Michael, nicht der bekannte Mathematiker (1805—69), der 1822 kurze Zeit in Berlin zugebracht hatte, sondern Arzt, 1818 in die Reihe der Frankfurter Ärzte aufgenommen. 1828 wohnte er im Quartier A 162 (Fahrgasse). Diese Anmerkung, wie manche andere auf Frankfurter Persönlichkeiten bezügliche, verdanke ich der Güte des Herrn Prof. Dr. Krakauer in Frankfurt.

[14]) (Zu S. 7.) Varnhagen v. Ense, der bekannte Publizist, und seine Gattin Rahel Levin, die berühmte geistreiche Frau; vgl. die Einl.

[15]) (Zu S. 7.) „Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher für wissensch. Kritik", Heidelberg 1827.

[16]) (Zu S. 10.) Reinganum, Anwalt Börnes, später Herausgeber seiner Werke, der sich als Jurist und Politiker einen bedeutenden Namen machte.

[17]) (Zu S. 11.) Jedenfalls ein Prozeß der Theaterdirektion gegen Börne. Vgl. Brief Nr. 4, Anfang, oben S. 19.

[18]) (Zu S. 11.) Es ist nicht bekannt, daß damals unter den Frankfurter Juden eine Taufepidemie herrschte (vgl. Anm. 27); sollte etwa Frau W. mit der Frage gemeint sein, deren Verbleiben beim Judentum ein Hindernis für die Ehe mit B. war?

[19]) (Zu S. 11.) Die Genannten sind vermutlich Verwandte der Adressatin. Frau Schnapper (Fanny) war eine Schwester der Frau Wohl, geb. 1788, gest. 1840; der Mann der ersteren Mose Meyer Schn., 1782 bis 1826, ein naher Verwandter des Vaters des im vorigen Jahre verstorbenen Statistikers und um Börne hochverdienten Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt. — Louis, wahrscheinlich Louis Ochs, dessen Schwester Fanny Ochs, geb. 17. Juni 1800, die den Pfarrer Hormuth in Heddesbach später heiratete, in unseren Briefen sehr häufig erwähnt wird. Andere Töchter aus dem Hause Ochs heirateten die auch in diesen Anmerkungen mehrfach genannten Dr. Mich. Reiß und Dr. Stiebel. — Walther muß ein Verwandter oder Bekannter der Frau Wohl gewesen sein. In einem ihrer Briefe (Febr. 1831) heißt es: „Der Walther soll ungeheures Geld durch die letzten Ereignisse verloren haben." (Mitteilungen von Frau Dr. Schnapper-Arndt in Frankfurt.)

[20]) (Zu S. 11.) Karl von Holtei, der bekannte schlesische Dichter. Über sein Zusammentreffen mit B. in Weimar und seinen oft besprochenen Versuch, B. zu Goethe zu ziehen, handelte zuletzt M. Holzmann, Aus dem Lager der Goethe-Gegner, 1904.

[21]) (Zu S. 12.) K. Fr. Zelter, der bedeutende Musiker, Goethes intimer Freund, Lehrer von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

[22]) (Zu S. 13.) Dr. Neuburg. Gemeint ist wohl der junge Dr. J. G. Neuburg, Jurist, der am 13. Dez. 1818 den Bürgereid leistete, nicht der ältere (Vater des Vorigen), gleichfalls J. G. N., Arzt, der 1781 promovierte und 1791 als Arzt zugelassen wurde. Beide wohnten im Quartier J. 206 (Krakauer).

[23]) (Zu S. 13.) Schwester des alten Mendelssohn, Henriette. Sie war beim General Sebastiani gewesen und wurde wegen ihrer Bildung und Frömmigkeit gleich gerühmt. Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten spricht manchmal von ihr; vgl. auch S. Hensel, Die Familie Mendelssohn, passim.

[24]) (Zu S. 14.) Natürlich kein Mitglied der reichen Bankiersfamilie, sondern ein beliebter Lehrer; vgl. Krakauer in „Geschichte der Judengasse in Frankfurt a. M.", erschienen in der „Festschrift des Philantropin", Frankfurt 1904, S. 414. 415. Hier ist der Sohn des Genannten gemeint.

[25]) (Zu S. 14.) Heinrich Beer, der Bruder des Musikers Meyer Beer und des Dichters Michael Beer.

[26]) (Zu S. 14). Breidenbach, entweder Wolf. Br. (geſt. 1829), der um die Aufhebung des Judenleibzolls hochverdiente Mann, oder deſſen Sohn M. W. Auguſt Br. (geb. 1796), namhafter heſſiſcher Juriſt.

[27]) (Zu S. 14.) Vgl. Anm. 18; Reiß (Anm. 13) blieb bis an ſein Lebensende Jude. Dr. Stiebel war gleichfalls Arzt in Frankfurt. Eine ſeiner Schriften wurde von Börne beſprochen.

[28]) (Zu S. 14.) Alexander von Humboldt; über den Eindruck dieſer Vorleſungen ſind die Briefwechſel jener Zeit voll, z. B. auch Goethe-Zelter (Reclam) III, 4. 8. 12 u. a. m.

[29]) (Zu S. 16.) Spitzeder, Joſef, 1796—1832, berühmter Baßbuffo, Mitglied des Königſtädtiſchen Theaters.

[30]) (Zu S. 16.) Bamberger, zwei Schweſtern, Opernſängerinnen am Frankfurter Theater.

[31]) (Zu S. 16.) Hier iſt natürlich keine Frau, noch weniger Börne, ſondern Heine gemeint, deſſen „Reiſebilder" Rahel gewidmet ſind. B. neckt ſeine Freundin mit dieſem Schriftſteller, für deſſen Werke ſie vielleicht mehr Sympathie beſaß, als dem Briefſchreiber lieb war. Vgl. ſchon die Notiz oben Anm. 5.

[32]) (Zu S. 17.) Der Witz war damals in Berlin ſo beliebt, daß ihn auch Zelter an Goethe übermittelte, Zelter-Goethe III, 8.

[33]) (Zu S. 18.) Die Aufführung hatte am 7. Febr. ſtattgefunden.

[34]) (Zu S. 18.) Spontini lebte 1820—1841 als Generalmuſikdirektor in Berlin, von den meiſten ſtark angefeindet.

[35]) (Zu S. 18.) Ludwig Rellſtab, Dichter und Kritiker ſchrieb: „Über mein Verhältnis als Kritiker zu Herrn Spontini als Komponiſten ꝛc.", 1827.

[36]) (Zu S. 20.) Bruder Abrahams, älteſter Sohn von Moſes Mendelsſohn. Seine Gattin war Henriette Meyer. Er hatte zwei Söhne: Benjamin und Alexander, von denen hier wohl der ältere B. gemeint iſt.

[37]) (Zu S. 20.) Amalie v. Helwig, geb. v. Imhoff, deren „Schweſtern von Lesbos" unter dem Patronat Goethes und Schillers erſchienen waren. Geſt. 17. Dez. 1831. Damals (1828) war ſie 54 Jahre alt.

[38]) (Zu S. 22.) Über dieſe Schweizerreiſe (Juli 1822) vgl. den ausführlichen Bericht bei Henſel, Familie Mendelsſohn, I, 124 ff.

[39]) (Zu S. 23.) F. W. Gubitz, Holzschneider, Schriftsteller, dessen „Morgenblatt" noch immer das führende Organ des damaligen Berlin war.

[40]) (Zu S. 23.) Clauren, mit seinem bürgerlichen Namen: Heun. B. hatte sich in seinen „Dramaturgischen Blättern" über Claurens Lustspiel: „Der Wollmarkt" sehr ungünstig ausgesprochen.

[41]) (Zu S. 23.) Joh. Nep. Hummel, 1778—1837, Komponist und Virtuos, Musikdirektor in Weimar. Seine damaligen Konzerte werden von Zelter sehr gerühmt, Briefw. III, 19. Sein Konzert fand am 6. März statt, Nina Sontag (die Schwester der berühmten Henriette) wirkte darin mit; vgl. die Anzeige in der „Voss. Ztg." vom 8. März, in der er sehr gerühmt wird, seine Mitwirkenden weniger. Am 12. März spielte er im Königstädtischen Theater.

[42]) (Zu S. 23.) Saphir, der damals sehr berühmte und angefeindete Humorist und Satiriker. Über seine Stellung in Berlin vgl. mein Werk über „Berlins geistiges Leben", II, 513 ff., und die Einl.

[43]) (Zu S. 24.) Hebr. Wort = Diener. Gemeint ist natürlich Moses Mendelssohn. Doch ist die Sache nicht ganz richtig; vielmehr war M. ein gut bezahlter Buchhalter, später Teilhaber des großen Bernhardschen Seidengeschäfts.

[43a]) (Zu S. 24.) Mit Guste ist Auguste geb. Wohl, eine Cousine unserer Frau Wohl gemeint. Sie heiratete 1824 den Aloys Schmitt, einen bedeutenden Pianisten und Komponisten (1788—1866), der von 1810—1824 in Frankfurt gelebt hatte. Von 1824 machte er Kunstreisen, lebte seit 1826 in Hannover, soll aber von dort (vgl. Allg. D. Biogr. 32, 43) erst 1829 nach Frankfurt zurückgekehrt sein.

[44]) (Zu S. 26.) Arzt, später Diplomat in Paris, schon 1805 mit dem Chamissoschen Kreise vertraut.

[45]) (Zu S. 27.) Vgl. oben Anm. 15.

[46]) (Zu S. 28.) Über die Mittwochsgesellschaft vgl. mein „Berlin", II, 387, 448 ff.

[47]) (Zu S. 29.) „Monatliche Beiträge zur Geschichte dramatischer Kunst"; vgl. mein „Berlin", II, 512. Der Verleger hieß Josephy.

[48]) (Zu S. 29.) J. J. Willemer, Frankfurter Kaufmann und Schriftsteller, bekannter als Gatte der berühmten Marianne W., war Mitarbeiter an der „Wage" gewesen.

[49]) (Zu S. 29.) Marheineke, Ph. K., evangelischer Theologe, 1780—1846, lange Zeit Professor an der Berliner Universität.

[50]) (Zu S. 29.) Karl Ritter, der berühmte Geograph, 1779

bis 1859. Er hatte von 1799—1810 in Frankfurt gelebt und kam 1820 nach Berlin.

[51]) (Zu S. 31.) v. Wehli, nicht weiter bekannt.

[52]) (Zu S. 31.) Das häufig angeführte Verschen entstammt keinem damals beliebten Volksliede, sondern einem zu jener Zeit verbreiteten Singspiele („Die Wiener in Berlin").

[53]) (Zu S. 33.) Schleiermacher; vgl. die Einl.

[54]) (Zu S. 34.) Anna Milder-Hauptmann, 1785—1838. Sie war von 1816 bis 1831 in Berlin als erster Stern der dortigen Oper. Die beiden mitwirkenden Opernsänger in dem durch Mozart bearbeiteten „Alexanderfest" von Händel waren Stümer und Blume. Das Konzert war am 28. Febr., die Voranzeige der Künstlerin in der „Voss. Ztg." 21. Febr., eine begeisterte Beurteilung der Aufführung das. 1. März.

[55]) (Zu S. 35.) Scheve, Präsident des Kurmärkischen Pupillenkollegiums. Er wohnte Große Friedrichstr. 38. Bei ihm waren z. B. die Billets des Wieprechtschen Konzerts zu haben, wie aus einer Zeitungsannonce ersichtlich ist.

[56]) (Zu S. 36.) Die Carl, eine Frankfurter Persönlichkeit, nicht weiter nachzuweisen.

[57]) (Zu S. 42.) Der kleine Artikel steht wörtlich in dem von F. Förster und W. Alexis herausgegebenen „Berliner Conversationsblatt" vom 25. Febr. 1828. Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, daß ich sowohl dieses, wie „Courier", „Schnellpost", „Estafette" durchgesehen habe; doch wollte ich deren Berichte über Konzerte, Theater und sonstige Schaustellungen nicht einzeln anführen, um diese Anmerkungen nicht allzusehr anzuschwellen.

[57a]) (Zu S. 44.) Bei aller Bildung des Mendelssohnschen Hauses wäre doch ihre Kenntnis der Birmanen seltsam; doch erklärt sie sich daraus, daß die „Voss. Ztg." Nr. 41 und 42 vom 18. und 19. Febr. zwei Artikel über Ava, die Hauptstadt der Birmanen, gebracht hatte. — Später, am 27. März, war das. ein Brief aus Ramri in Birmanien abgedruckt und am 16. April ein kleinerer Artikel ähnl. Inhalts.

[57b]) (Zu S. 44.) Jean Pauls Witwe, eine geborene Meyer aus Berlin. Über sie vgl. meine Mitteilung in „Zeitschrift für Bücherfreunde", 1899, S. 91—98, und manche Stellen in meinem Buche „Therese Huber", Stuttgart 1901. Die letztgenannte charakterisiert die Frau Jean Pauls einmal: „Sie ist wohl die ergebenste Gattin, die je ihren Mann bewunderte."

[57c]) (Zu S. 46). Oppenheimer. Gemeint ist jedenfalls der Maler

Moritz D. Oppenheim, geb. 1801, gest. 1882, der 1827 Börnes Bild gemalt hatte. Er blieb übrigens dauernd in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M.

[58]) (Zu S. 50.) Logier, Buchhändler, dessen Firma sich bis vor wenigen Jahrzehnten in Berlin erhalten. Über den Bruder Joh. Bernh. Logier (geb. 9. Febr. 1780), der 1822 nach Berlin berufen wurde, um sein neues System des musikalischen Unterrichts in Berlin einzuführen, vgl. „Gelehrtes Berlin" 1825, S. 158; einzelne pikante Notizen über ihn in den Briefen Zelters an Goethe.

[59]) (Zu S. 50.) Heine war Nov. 1827 nach München gekommen. Er arbeitete dort für die „Neuen politischen Annalen". Es war mehr als ein Gerücht, daß er zum Professor an der dortigen Universität ernannt werden sollte, doch kam es, nachdem sich die Angelegenheit lange hingeschleppt hatte, schließlich doch nicht dazu; vgl. Strodtmann, Heine, I, 555. Über Heine als Herausgeber der „Politischen Annalen" vgl. einen Artikel in der Berliner „Estafette", Nr. 222, 31. März 1828.

[60]) (Zu S. 55.) Eugen Malbouche. Von ihm wird („Voss. Ztg." 28. April) ein großer Brief aus der „Aachener Zeitung" mitgeteilt, in dem er sich rühmt, die Heilung des Stammelns erfunden zu haben.

[61]) (Zu S. 55.) „Der Kammerdiener", Posse in 4 Abteilungen von Leitershofen, die seit dem 23. Februar 1828 in Berlin aufgeführt wurde. Sie muß sehr beliebt gewesen sein, denn sie hielt sich bis 1878 und brachte es zu 112 Vorstellungen. Aufführungen des Stücks fanden am 5., 9., 15. März statt (die letztgenannte im Opernhause). Die „Voss. Ztg." brachte eine tadelnde Rezension erst am 18. März; „nur die Neigung des großen Haufens zum Spott gegen die Israeliten konnte Lachen hervorbringen". Der Inhalt ist der: Ein Kammerdiener unter dem Namen eines Herrn Baron von Schniffelinsky knüpft Liebesverhältnisse mit einer überbildeten alten Jüdin, einer reichen Gutsbesitzerin, sowie einem liebenswürdigen Judenmädchen an und wird schließlich entlarvt.

[62]) (Zu S. 56.) Natürlich Molière. Frau Wohl muß in einem bisher unbekannten Briefe ihre besondere Neigung zu dem französ. Komödiendichter ausgesprochen haben.

[63]) (Zu S. 56.) J. E. Hitzig, Kriminalrat, Schriftsteller und Buchhändler. Mit den jüngeren romantischen Kreisen eng liiert, später als Biograph E. T. A. Hoffmanns und Chamissos bekannt.

[64]) (Zu S. 56.) Hendel-Schütz, eine Zeitlang Gattin des Jenaer Professors K. J. Schütz, durch ihre mimisch-plastischen Darstellungen bekannt.

[65]) (Zu S. 60.) Fells Buch konnte ich in den bibliographischen Handbüchern nicht auffinden.

[67]) (Zu S. 62. Nr. 66 ist im Text übersprungen.) Professor Casper, Joh. Ludw., geb. 1796, seit 1825 außerordentl. Prof. an der Universität, schon damals ein sehr angesehener Arzt.

[68]) (Zu S. 62). Dr. J. M. Mappes, Arzt in Frankfurt, promoviert 1817, aufgenommen 1818, geb. 1796, gest. 1863. Gerade 1828 wurde er Direktor der anatomischen Sammlung, erlangte viele Würden und tat sich auch als medizinischer Schriftsteller hervor; vgl. Stricker in Allg. D. Biogr. XX, 283.

[69]) (Zu S. 63.) Buchhändler, Begründer eines lange blühenden Geschäfts.

[70]) (Zu S. 64.) Wahrscheinlich dieselbe wie der berühmte „Tunnell"; vgl. mein „Berlin" II, 449 ff. Über diese merkwürdige Genossenschaft der „Sonntagsgesellschaft" gibt Saphir im „Berliner Courier" sehr ausführliche Berichte.

[70a]) (Zu S. 65.) Pfarrer Kirchner, Anton, geb. 14. Juli 1779, gest. 31. Dez. 1834, ein um die Geschichte Frankfurts, besonders um die Entwicklung des Schulwesens dieser Stadt hochverdienter Mann. Seine „Geschichte von Frankfurt" (die freilich nur bis 1612 geht) ist ein trotz mancher Schwächen noch heute geschätztes Werk. Von seinen Beziehungen zu Börne weiß man nicht sehr viel; am bekanntesten ist, daß Kirchner Börnes Gedenkrede auf Jean Paul öffentlich vortrug. Getauft wurde B. nicht durch ihn, sondern durch den Pfarrer Bertuch in Rödelheim; Holzmann, Börne, S. 94.

[71]) (Zu S. 65.) Sie waren wohl in dem oben angedeuteten Brief an Dr. Stiebel behandelt. Nach unserer Stelle muß man annehmen, daß Dr. Reiß Arzt und nicht Mathematiker ist; s. o. Anm. 13.

[72]) (Zu S. 66.) Marie Kramm. Nicht zu ermitteln. Im ältesten Adreßkalender Frankfurts (Allgem. Adreß-Buch der Freien Stadt Frankfurt 1834) findet sich: „Kramm, Johannes, in Mode- und Wollenwaren, Römerberg".

[73]) (Zu S. 66.) Das Gedicht an Louise steht im „Berliner Courier" 13. März. Es besteht aus zwei Strophen und ist so herzlich unbedeutend, daß sein Wiederabdruck nicht lohnt.

[74]) (Zu S. 66.) Jetzt im Charlottenburger Mausoleum; vgl.

mein „Berlin", II, 303. B.s Erzählung ist etwas legendenhaft ausgeschmückt.

[75]) (Zu S. 67.) Das Konzert im Saal des Schauspielhauses war ein großes Vokal- und Instrumentalkonzert von Konstanze Tibaldi, unter Leitung des Musikdirektors Moeser.

[76]) (Zu S. 69.) Zimmern fraglich. Sollte der bekannte Jurist Siegm. W. Z. (1796—1830) gemeint sein? Auf ihn würde passen, daß B. auf der Hinreise in seiner Nähe gewesen war, denn Z. war Professor in Jena.

[77]) (Zu S. 72.) Dachles = tachlis (hebr.) (vgl. S. 50, Anm. unter dem Text), eig. Ende, hier in dem Sinne: den wahren Endzweck, das Wichtige, Bedeutsame.

[78]) (Zu S. 72.) Die Anwesenheit von „einer von Schillers Töchtern" konstatiert auch Zelter (Briefw. m. Goethe) III, 9. Nach seinem Berichte war sie sehr krank.

[79]) (Zu S. 74.) Barbeleben; eine Frau dieses Namens wird als Mitglied der Berliner Gesellschaft bei Zelter III, 298 erwähnt.

[80]) (Zu S. 74.) Besprechung des Houwaldschen Trauerspiels „Das Bild" in den „Dramaturgischen Blättern".

[81]) (Zu S. 75.) Sichel, ohne nähere Angaben nicht zu identifizieren. 1830 gab es in Frankfurt 25 Träger dieses Namens.

[82]) (Zu S. 76.) Das übrigens formell ungelenke und auch inhaltlich wenig bedeutende Gedicht ist von Franzos in der „Deutschen Dichtung" gedruckt, ohne daß der Herausgeber die Veranlassung des Gedichts kannte.

[83]) (Zu S. 77.) Jedenfalls ein Verwandter von Jos. Muhr, der für die Emanzipation der Juden eifrig tätig war.

[84]) (Zu S. 82.) Schlegel in Bonn = A. W. Schlegel, der berühmte Shakespeare-Übersetzer, der durch seine grandiose Eitelkeit, damals auch durch sein Auftreten gegen Goethe, Anlaß genug zu Spott gab.

[85]) (Zu S. 82.) Berichtigung einiger Mißdeutungen. Von A. W. v. Schlegel, Berlin 1828.

[86]) (Zu S. 82.) Natürlich ist nicht an Paul Heyse zu denken, der am 15. März 1831 geboren wurde; es ist ein älterer Bruder, der aber sehr jung starb; s. S. 92.

[87]) (Zu S. 82.) Prinzessin Karl, die Weimarische Prinzessin Marie Alexandrine. Prinz Karl hatte vor seinem älteren Bruder Wilhelm geheiratet, dessen Sohn (Kaiser Friedrich III.) erst am

18. Okt. 1830 geboren wurde. Der Kronprinz (der spätere König Friedrich Wilhelm IV.), seit 29. Nov. 1823 verheiratet, war kinderlos.

[88]) (Zu S. 83.) Cherubinis „Abenceragen" oder „Das Feldpanier von Granada" war am 11. März 1828 zum erstenmal aufgeführt worden und brachte es bis 9. Febr. 1829 im ganzen nur auf 4 Vorstellungen.

[89]) (Zu S. 83.) Die jüngere Tochter, d. h. Felix Mendelssohns zweite Schwester Rebekka, die später den Mathematiker Dirichlet heiratete. (Er wurde während Börnes Aufenthalt in Berlin zum Professor an der dortigen Universität ernannt.) Während Börne über das Mendelssohnsche Haus sich sehr günstig äußerte, muß er dort einen zum mindesten unbedeutenden Eindruck gemacht haben, wie folgende Schilderung der älteren Schwester Fanny (damals 23 Jahre alt) an Klingemann vom 18. Juni 1828 bezeugt (Familie Mendelssohn, I, 182): . . . „Warum wir Ihnen von Börnes Hiersein nichts sagten? Weil in der Gotteswelt nichts von ihm zu sagen ist. Wir waren oft der Meinung, daß irgend ein Quidam diesen hübschen Namen angezogen und damit in die Welt gegangen. Dies ist nicht etwa ein Urteil nach einmaligem Sehen — wir haben ihn lange hier gehabt, und allein, mit anderen Leuten, mittags, abends und in allen Beleuchtungen kennen gelernt, und nie hat er sich verleugnet als ein kleiner, schwerhörender und schwerer begreifender Mann, dem die einfachsten Dinge fremd und neu sind, der sich wie der gemeine Haufen der Frankfurter wundert, daß die Berliner auf den Hinterfüßen stehen und mit den Vorderpfoten essen, und daß die Bäume wirklich auch hier grün werden, nachdem der Schnee wirklich auch weiß war, der mir eines Tages ein Buch vorlegte und mich die Zahl 10 430 aussprechen ließ, und als ich nun, irgend eine Rechenaufgabe erwartend, ängstlich schwieg, die Prüfung beendet und sich verwundert erklärte, daß ich eine fünfstellige Zahl aussprechen könne. Nie haben wir irgend ein bemerkenswertes Wort von ihm gehört, nie auch nur einen Funken, einen Blitz oder Blick bemerkt, der ihn als bedeutenden Mann bezeichnet hätte."

[90]) (Zu S. 85.) Fr. Varnhagen ist bekannter unter dem Namen: Rahel; es ist die schon mehrfach in diesen Briefen besprochene Frau Varnhagens v. Ense.

[91]) (Zu S. 85.) Passalaqua ist aus den damaligen Berliner Zeitungen nicht nachzuweisen.

[92]) (Zu S. 86.) So steht's im Original (d. h. in Börnes Abschrift), muß aber verschrieben sein, L. statt P. heißen. Die Gattin

hieß: Lea, der Gatte: Abraham; an dessen Sohn Paul ist selbstverständlich nicht zu denken.

[93]) (Zu S. 90.) Karoline de la Motte Fouqué, 1773—1831, seit 1802 mit F., vorher mit einem Herrn v. Rochow vermählt, eine unendlich fleißige Schriftstellerin; bei Goedeke werden 67 Werke von ihr erwähnt. Die Urteile anderer Schriftsteller über sie lauten wesentlich günstiger.

[94]) (Zu S. 93.) Nicht unsere Nr. 10. Im Originalmanuskript werden vielmehr die Briefe durchgezählt, von der Abreise aus Frankfurt an. Unser Brief trägt dort die Nr. 21.

[94a]) (Zu S. 94.) Barthol. Bosco aus Turin; erste Voranzeige seiner Vorstellungen in der „Voss. Ztg." 17. März. Die Vorstellungen begannen am 10. April und fanden zuerst in einem Saal, dann im Theater statt. Am 18. April widmete ihm L. Rellstab einen bewundernden Artikel. Gleichzeitig mit Bosco produzierten sich der Zauberkünstler Habitt aus Moskau, dessen Name in den Saphirschen Streitschriften gebraucht wurde, und der Jongleur Debouché, der auch seine Lobredner fand. Von sonstigen Vorführungen menschlicher oder tierischer Geschicklichkeit, von denen einzelne in unserer Textstelle angedeutet werden, seien nach den Annoncen der „Voss. Ztg." erwähnt: Gropius' Diorama, Enslens „Malerische Reise im Zimmer", J. Pfisters mechanische Kunstreiter und Seiltänzer, Mad. Bagolinis Fechtakademie, Bachsche Kunstreitergesellschaft im Zirkus.

[94b]) (Zu S. 94.) Das große militärische Konzert im Saale des Schauspielhauses fand unter Wieprechts Leitung statt. (Börne nahm vielleicht ein Billet wegen seiner Beziehungen zum Präsidenten Scheve.) Das Konzert wird übrigens in Rellstabs Beurteilung („Voss. Ztg." 2. April) nicht unbedingt gelobt.

[95]) (Zu S. 96.) Calderons. Plan einer Vorrede zu einer Übersetzung, nicht weiter ausgeführt.

[96]) (Zu S. 97.) Auch dieser Plan wurde, soweit man aus dem gedruckten Nachlasse urteilen kann, nicht ausgeführt.

[97]) (Zu S. 97). „Schisserchen", seltener Ausdruck, der mit dem vulgären ähnlich klingenden Wort wohl nichts zu tun hat. Vielmehr hängt es, nach A. Hammerans (in Frankfurt) Erklärung, mit Schüsser (abgeleitet von Schuß, schießen) zusammen = kleine Tonkugeln, mit denen die Knaben spielen. Schüsserchen oder Schisserchen würde dann soviel heißen als: kleine, unbedeutende Sachen.

[98]) (Zu S. 103.) Ob wirklich die erste Frau Werners gemeint ist? Diese war eine Dirne aus Königsberg, die W. 1791 kennen lernte, 1792 heiratete; 1794 ließ er sich von ihr scheiden und berichtete 1800, daß sie herumvagierende Komödiantin sei. Eher könnte es Werners zweite Frau gewesen sein, von der er 1800 geschieden wurde; sie heiratete dann, wie er selbst berichtete, einen Offizier. Auch die Bemerkung über den Religionswechsel der Frau kann nicht richtig sein; als Katholikin hätte sie gar nicht geschieden werden können; übrigens war ja auch Werner bis 1813 Protestant. Gewiß ist es die dritte, von der er 1805 getrennt wurde; sie heiratete bald darauf G. J. Ch. Kunth, der 1828 wirklich Staatsrat war.

[99]) (Zu S. 103.) Die üblichen Charfreitagsaufführungen der Singakademie unter Zelters Leitung. Von vielen solcher Aufführungen, ihrem künstlerischen und pekuniären Erfolge spricht er in seinen an Goethe gerichteten Briefen, von der unsrigen gerade nicht.

[100]) (Zu S. 106.) Devrient. Es ist der große Ludwig Devrient (1784—1833) gemeint, der seit 1814 Stolz und Hauptstütze des Berliner Theaters war.

[101]) (Zu S. 106.) „Der versiegelte Bürgermeister" (von Raupach), Posse in 1 Aufzug, wurde vom 31. März 1828 bis zum 15. Nov. 1834 siebzehn Mal gespielt. Im Anschluß an die Aufführung vom 16. April brachte die „Voss. Ztg." vom 23. eine lobende Beurteilung.

[102]) (Zu S. 115.) Die damaligen Gewitter müssen in der Tat ganz außerordentlich gewesen sein, denn die „Voss. Ztg.", die sonst von solchen Lokalereignissen völlig schweigt, nimmt in der Nummer vom 21. davon Notiz; in der Nummer vom 16. berichtet sie übrigens noch: „In der Nacht vom 12. auf den 13. haben sich auch hier zwei Erdstöße fühlen lassen. Vgl. oben S. 114. Über die Gewitter vgl. „Estafette", Nr. 237, 19. April, und „Conversationsblatt", Nr. 82, 26. April.

[103]) (Zu S. 116.) Das Dürerfest wurde in Berlin sehr feierlich begangen. Am 8. April im Wissenschaftlichen Kunstverein: Reden Hothos, Schadows, beim Festmahl: Ansprache Försters; am 18. in der Kunstakademie: Symphonie von Mendelssohn, Rede von Tölken, Kantate, gedichtet von Levezow, komponiert von Mendelssohn.

[104]) (Zu S. 118.) Sachs ist gewiß nicht der bekanntere Schriftsteller J. J. Sachs, der eine Biographie Mich. Beers geschrieben hat, sondern Börnes Hauslehrer Jak. Sachs, ein gebildeter Mann, der die Kinder orthodox erziehen sollte, aber selbst ein aufgeklärter Mann der Mendelssohnschen Schule war.

[105]) (Zu S. 118.) Daß Ed. Rüppel nach zehnjähriger Abwesenheit am 31. März nach Frankfurt zurückkam, meldet selbst die „Voss. Ztg." vom 5. April, ein Zeugnis von dem damals weit verbreiteten Ruhm des verdienten Reisenden, der am 20. Nov. 1794 geboren und am 10. Dez. 1884 gestorben ist. Die damalige Reise hatte der Erforschung Ägyptens gegolten, eine spätere war Abessynien gewidmet.

[106]) (Zu S. 119.) Zimmern vgl. oben Anm. 76.

Register.

Die römischen Zahlen beziehen sich auf die Einleitung.

Abraham a Santa Clara 104.
Adamberger, Toni XIX.
Adele 11.
Alexis, Willibald XXVII ff. 123. 128.
Arnstein, Franziska von, geb. Itzig XVIII.
Arnsteinsches Haus XVII. XXIII.
Auguste (Guste) s. Schmitt, Auguste.

Bacher, Julius XVI.
Bachs Kunstreitergesellschaft 94. 133.
Bagolini, Mad. 133.
Bahr 120.
Bamberger, Sängerinnen V. 16. 126.
Bardeleben, Frau von 74. 131.
Bartholdy, L. J. S. XVIII.
Beer, Heinrich 14. 23. 126; seine Frau 23; Mutter 23.
Beer Meyer s. Meyerbeer.
Beer, Michael 14. 23. 126. 134.
Beifuß 10.
Bendavid, L. XXXV.
Bernhard in Frankfurt 33.
Bernhardsches Seidengeschäft in Berlin 127.
Bertuch, Pfarrer 130.
Bing 78.
Blume, Sänger 128.
Börne, Ludwig, Werke:
Dramaturgische Blätter 127 (Laurens Wollmarkt). 131 (Houwalds Bild).
Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik ꝛc. XL. 7 ff. 27. 51. 127.
Häringssalat XXVIII. 123.
Janustempel, der XXXVI.
Jean Paul, Denkrede auf XXXIX. 4. 28. 44. 61. 123. 130.
Ich fühle das Wehen ꝛc. (Gedicht) 76.
Monographie der deutschen Postschnecke ꝛc. XXXIII.
Pariser Briefe IX. XI. XXVIII. XXXII.
Pariser Skizzen XXXV.
Roman, der XXXVI.
Sontag, Henriette, in Frankfurt XL. 4 f. 9. 12. 52. 123.
Stiebel, Besprechung einer seiner Schriften 126.
Wage, die XI. XXXIII. 12. 64. 106. 118. 127.
Zeitschwingen 64.
Börne, Mutter von Ludwig 65.
Börne, Philipp 33. 40; sein Bruder 33.
Börne, Vater von Ludwig 5.

Bosco, Barthol., Taschenspieler XLII. 94. 113. 133.
Braun, Friederike, s. Robert, Frau.
Breidenbach 14. (Wolf oder M. W. A.) 126.

Calderon 38. 96 f. 133.
Campe, Verleger XLI.
Carl, die 35 f. 103. 128.
Carl, Prinz 89. 131.
Carl, Prinzessin 82 f. 131; ihr Sohn 83. 89.
Casper, Joh. Ludw. 62. 91. 130.
Chamisso, Ad. von 28. 127. 129.
Cherubini 83. 86. (Abenceragen) 132.
Christ, Dr., Arzt 111.
Clauren (Heun) 23. 127.
Consalvi, Cardinal XVII.
Constantin, die 118.
Corneille, P. 73.
Cortez, Ferdinand 82.
Cotta, Verleger XLI. 64.

Debouché, Jongleur 133.
Devrient, Ludwig 106. 134.
Dirichlet, Lejeune 132.
Dürer, Albrecht 116. 134.

Eber 19.
Emden 46.
Enslen 133.

Fanny, Schwester von Jeanette, s. Schnapper.
Fell, Pfarrer 60, 130.
Fielding XXXV. 67.
Foerster, Fr. 128. 134.
Fouqué, F. K. H. de la Motte XXVII. 5. 64. 74. 89. 123.
Fouqué, Frau des vor., Karoline 90. 123. 133.
Fränkel, Bankier 24.
Franzos, K. E. 131.
Friedrich III., Kaiser 131.
Friedrich Wilhelm III. 14. 18. 39. 43. 66.
Friedrich Wilhelm IV. 83. 132.
Fuld, Bankier 23.
Fürst, J. 4. 123.
Fürst, J., Orientalist 123.

Gans, Eduard XXV. XL. 1. 6. 9. 13 f. 16. 27 f. 36 f. 51. 55. 119.
Gluck 11. 17.
Goedeke, K. 133.
Goldschmidt, Dr., Advokat 4. 19. 123.
Goethe, J. W. v., XVI. 76. 111. 124 ff. 129. 131. 134.
Götz 10.
Götz, Henriette 26.
Graun, K. H. 103.
Grillparzer, F. XXXVII.
Gropius' Diorama 133.
Gubitz, F. W. XXVII. 23. 127.
Guste s. Schmitt, Auguste.

Habitt, Zauberkünstler 133.
Haizinger, Frau XXVI.
Hammeran, A. 133.
Händel-Schütz s. Hendel-Schütz.
Händel 18. 34. 128.
Hardenberg, Fürst XVII.
Hegel, G. W. Fr. XL. 51. 64. 100. 107. 111. 124.
Heine, Heinrich IX. XLI. 5. 16. 50. 68. 123. 126. 129.
Helwig, Amalie von, geb. Imhof VI. 20. 126.
Helwig, General 20.
Hendel-Schütz, Frau 56 f. 130.
Hensel, Sebastian XXIV. 125 f.
Herz, Doktorin III. 3.
Herz, Henriette III. IX. XIV. XXV f. XLIV. 1. 4. 5. 10 ff. 26. 30. 33 ff. 41 f. 47 f. 52 f. 69. 81. 83 ff. 89. 91 f. 102 f. 108. 116. 118. 122 f.
Herz, Klara, geb. Saaling XV. XX, 7. 26. 33. 81.

Herz, Mariane 45; ihre Schwester 45.
Heß 109.
Heyse, Dr. VII. XX. XXII. 6. 22. 27. 37. 42. 92. 108. 120 f.
Heyse, Schwester des vor., 120 ff.; Eltern 120.
Heyse, Julie, geb. Saaling VI. XV. XX. 6 ff. 12 f. 21 f. 27. 31 ff. 59 f. 64. 75. 81 f. 86 f. 92. 95. 108. 111.
Heyse, Paul, 131.
Hinkelsche Hypothek 101.
Hitzig, J. E. XLI. 28 f. 56. 64. 129.
Hoffmann, E. T. A. 129.
Holtei, Karl XXXI. 11. 29. 125.
Holzmann, M. IV. 125.
Homer XXX.
Hormuth, Pfarrer 125; seine Frau s. Ochs, Fanny.
Hotho, H. G. 6. 124. 134.
Houwald, Chr. E. XXXVII. 74. 131.
Huber, Therese XXVI. 128.
Humboldt, Alexander von XXIV. 14 f. 17. 21. 33 f. 51. 74. 82. 91 f. 100. 126.
Hummel, Joh. Nep. 23. 127.

Jahn, F. L. XXIX.
Jean Paul XI. XXXV. XXXIX. 4. 28. 44. 61. 128. 130; seine Frau XXXIX. 44. 61. 128.
Iffland, A. W. XXXVIII. 124.
Josephy, Verleger 29. 127.
Itzig, Bella XVIII.
Itzig, Daniel XIX. 124.

Kirchner, Anton, Pfarrer 65. 109. 130.
Klaar, Alfred XXXVII.
Kleist, H. von XXXVII.
Klingemann 132.
Kobbe, Theodor XXVI f.
Koreff, Ferd. 26. 41. 127.
Körner, Ch. G. XVII. XX; seine Frau XX.
Körner, Theodor XVIII ff.
Kotzebue, A. v. XXIV. XXXVIII.
Krakauer, Prof. VII. 124 f.
Kramm, Johannes 130.
Kramm, Marie 66. 117. 130.
Kraus, die 104. 110. 117.
Kremanski, Graf 27.
Kunth, G. J. Ch. 134.

Leitershofen 55. (Der Kammerdiener) 129.
Lessing, G. E. XXXV. XXXVII.
Levezow, J. A. K. 134.
Levi, Sarah 6. 22. 31. 85. 124.
Levitta, Dr. 83.
Lindenau 5. 10. 14. 67 f. 77. 79. 89. 109. 123.
Lindenau, Vater des vor. 101. 109. 111.
Logier, Musikalienhändler 31. 50. 129.
Logier, Joh. Bernh., Musiker 50. 129.
Louis s. Ochs.
Louise, Königin von Preußen XLII. 66 f.
Löwenthal 39.
Ludwig I., König von Bayern 35. 50.
Luther, Martin 27.
Lypke, Bankier 42; seine Fr. Ph. 42.

Malbouche, Eugen 55. 129.
Mappes, J. M. 62. 111. 130.
Marheineke, A. K. 29. 127.
Marialva XVII f. 26. 38. 41. 59.
Mecklenburg, Herzog von 83.
Melanchthon 27.
Mendelssohn, Alexander 20. 88. 126.
Mendelssohn, Benjamin 88 f. 126.
Mendelssohn, Henriette 13. 52. 60. 125.
Mendelssohn, Henriette, geb. Meyer 20. 38. 89. 126.
Mendelssohn, Joseph 8. 20 f. 23. 38. 88 f. 99. 126.

Mendelsſohn, Marianne, geb. Seligmann 20. 38.
Mendelsſohn, Moſes XIX. 24. 127. 134.
Mendelsſohn, Roſamunde, geb. Richter 88 f.
Mendelsſohn-Bartholdy, Abraham V. 8 f. 12. 15. 22 f. 42 ff. 55. 59. 74. 82. 103. 126. 128. 133; ſein Sohn? 55.
Mendelsſohn-Bartholdy, Fanny 103. 132.
Mendelsſohn-Bartholdy, Felix XXIV. 8. 74. 83. 103. 116. 125. 132. 134.
Mendelsſohn-Bartholdy, Lea V. 8 f. 12. 52. 54. 67. 74. 86. 132 f.
Mendelsſohn-Bartholdy, Paul 133.
Mendelsſohn-Bartholdy, Rebekka 83. 103. 132.
Metternich XVIII.
Meyer, Dr., Mann der Hendel-Schütz 56 f.; ſeine zweite Frau und ſeine Kinder 56 f.
Meyer, Dr. in Frankfurt 100.
Meyerbeer 23. 67. 126; ſeine Frau 23.
Milder-Hauptmann, Anna, Sängerin 34. 128.
Molière 56. 92. 129.
Moeſer, Muſikdirektor 131.
Mozart, W. A. 17 f. 128.
Muhr, Joſ. 131.
Muhr, Tabakshändler 77. 131; ſeine Familie 77.

Neuburg, Dr. J. G. 13. 22. 38. 125.
Neuburg, J. G. N. 125.

Ochs, Fanny 10. 75. 77. 104. 110. 113. 116 f. 125.
Ochs, Louis 11. 26. 63. 104. 125.
Oelsner, Konr. Eng. 5. 123.
Oppenheim 32.
Oppenheimer, Moritz D. 46. 128 f.
Oppenheimer, Maler 79.
Ott, Leopold IX.

Paſſalaqua 85. 132.
Pereyra, Henriette von XVIII f.
Pfiſter, J. 133.
Pfuel, General XVI.
Pichler, Karoline XIX. XXIII.

Rahel, ſ. Varnhagen.
Rauch, Bildhauer VII. XXIV. XLII. 35. 66. 73. 85; ſeine Tochter VII. 73.
Raupach, Ernſt 106. 134.
Reichardt 104 (Guide de Voyageur).
Reis, Michael, Dr. 6. 14. 26. 31. 62. 65. 78. 111. 125 f. 130. ſeine Frau geb. Ochs 125.
Reis, Mathematiker 124.
Rellſtab, Ludwig 18. 126. 133.
Reinganum, Anwalt 10. 17. 19. 33. 56. 64. 69. 81. 92. 101. 113. 124; ſeine Brüder 10. 56. 113.
Ritter, Karl 29 f. 127 f.
Robert, Ludwig VI. XXVI. XXVII f. 1. 5. 9. 12. 31. 59 f. 68. 81. 114. 123.
Robert, Frau d. vor., geb. Braun VI. XXVI f. 5. 10. 12. 25. 59 f. 68. 73 ff. 80. 114. 123.
Rochow, v. 133.
Röschen 26.
Roſſini V. 16.
Rothſchild, Karl Mayer von XVI.
Rothſchild 10.
Rothſchild, Lehrer 14. 125; ſein Sohn 14. 125.
Rothſchild, Frau von, geb. Herz 111.
Rouſſeau, J. J. XI.
Rumohr 27.
Rüppel, Ed. 118. 135.

Saaling, Hofjuwelier (Jakob Salomon) XV; ſeine Frau XV.
Saaling, Julie ſ. Heyſe, Julie.

Saaling, Marianne V ff. IX. XV ff. 6 ff. 12 ff. 20 ff. 25 ff. 31 ff. 41 f. 45. 52 ff. 58 ff. 72. 74 ff. 81. 83 f. 86. 92. 95. 106 f. 109. 111 ff. 116. 122; ihre Kammerjungfer 21.
Sachs, Jak. 118. 134.
Sachs, J. J. 134.
Samuel (Bruder Börnes?) 19. 51. 80. 89. 122.
Saphir, M. G. XXVII. XXXI. 23. 127. 130. 133.
Sauerländer, Buchhändler 80.
Schadow, G. 134.
Scheve, v., Präsident 35. 128. 133; seine Frau 35 f.
Schiller, Fr. v. XXXVIII. 126.
Schillers Tochter 72 f. 131.
Schlegel, Friedrich XVII. XXI.
Schlegel, Dorothea XVII. XX f. XXIII.
Schlegel, A. W. 76. 82. 131.
Schleiermacher, F. D. E. XXV f. 33. 128.
Schlesinger, Buchhändler 63. 130.
Schlesinger, Musikalienhändler 63.
Schmidt, Dr. 46.
Schmith (!) 24.
Schmitt, Aloys 20 f. 81. 90. 96. 105. (Schmidt) 108. 110. 119. 127.
Schmitt, Auguste, geb. Wohl 24. 70 f. 81. 90 f. 95 f. 99. 119. 127; ihre Eltern 70. 96. 99.
Schnapper, Fanny 11. 17. 46. 77. 88. 101. 125.
Schnapper, Mose M. 125.
Schnapper-Arndt, Gottlieb IX. 125; sein Vater 125.
Schnapper-Arndt, Johanna VII. 125.
Schneider, Musikdirektor 5 (?) 124.
Schulz 51.
Schulz, Madame 86 f.
Schütz, K. J. 130.
Scott, Walter XI.
Sebastiani, General 13. 60. 125.
Seidel, Musikdirektor 5 (?) 124.
Shakespeare XXXVIII. 38. 74. 131.
Sichel 75. 131.
Sichel, Jettchen 75.
Sieber, Frau 44.
Siebolds Journal 62.
Sontag, Henriette XXVIII ff. XL. 4. 46. 64. 127.
Sontag, Nina 46. 127.
Speiers 31 f.
Speyer 72.
Spiro (Schwager v. Börne) 5. 33. 124.
Spiro, Sohn d. vor. V. 12. 24. 93. 124.
Spiro, Schwester von Börne 24. 93.
Spitzeder, Josef, Bassist 16. 126.
Spohr, Louis 18.
Spontini, G. L. P. 18. 23. 64. 67. 126.
Steffens, Henr. 91 f.
Stiebel, Dr. 10. 14. 24. 63. 77 f. 91. 125 f. 130; seine Frau, geb. Ochs 125.
Strauß, Salomon VI f. XII.
Streckfuß, K. 28.
Stricker 130.
Strodtmann, Ad. 129.
Stümer, Sänger 128.

Tacitus XXXV.
Thomas a Kempis XXI.
Tibaldi, Konstanze 67. 131.
Toelken 134.

Uhden, J. D. F. O., Staatsrat 65. 124.
Uhden, Staatsrätin 5 f. 10. 22. 64 f. 85. 124; ihre Schwester 5. 124; ihre Tochter, Braut von Hotho 6; ihre kranke Tochter 64.

Varnhagen von Ense, K. A. XXII. XXV. 7. 9. 27. 123 ff. 132.
Varnhagen, Rahel, geb. Levin XXII. XXV. XL. 7. 9. 16. 27. 53. 85. 115 f. 124. 126. 132.

Veit, Johann XXI.
Vieweg, Buchhändler 17.
Vollmer, San.-Rat XVI.
Voltaire 73.

Walther 11. 125.
Weber, B. A. 124.
Wehli, von 31. 128.
Werner, Zacharias 103. 134; seine erste (?) Frau 103. 134; zweite und dritte 134.
Wieprecht, Fr. Wilh. 128. 133.
Wilhelm I., Kaiser 131.
Willemer, J. J. von 29. 127.
Willemer, Marianne von 127.
Wohl, Jeannette V. IX—XIII. XLIII. 1—122 (passim).
Wohl, Frau, Mutter von Jeannette X. XII. 68 f. 72. 93.
Wolf, F. A. XXX.
Worms 19. 88. 91. 96.

Zelter, K. Fr. 12. 15. 103. 125 ff. 129. 131. 134.
Zimmern, Sigmund W. Z. Prof. 69. 119. 131. 135.

Anhang.

Berlin.

Charaden und Handlungen 43 f.
Charakterisierung der Berliner 71.
Frömmigkeit 102 f.
Geselligkeit 51 f.
Kunst 46.
Mittwochsgesellschaft 28 f. 127.
Preise der Lebensmittel usw. 94 f.
Rauchs Denkmal der Königin Louise XLII. 66 f.
Schauspielhaus 67.
Sonntagsgesellschaft, der 64. 130.
Theaterzeitung, offizielle, Plan zu einer 61 f.
Vorlesungen von Al. v. Humboldt 14 f. 34.
Witz 17.

Karl Eggers

Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel

Zwei Bände. Mit Holzätzungen, je einem Lichtdruck und je einem phototyp. Faksimile

pro Band geh. M. 3.—; geb. M. 5.—

Dr. H. Gerstenberg

Henriette von Schwachenberg
und
Hoffmann von Fallersleben

Unter Benutzung von bisher ungedruckten Nachlaßbildern
Mit fünf Vollbildern

geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Bettina Ringseis

Briefe von Hermann und Gieſela Grimm
an
die Schweſtern Ringseis

geh. M. 1.50; geb. M. 2.50

Theodor Fontanes

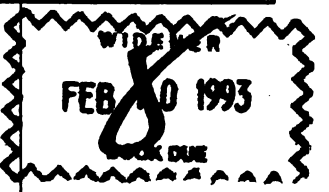
Briefe an ſeine Familie

Zwei Bände. Mit zwei Bildniſſen

geh. M. 10.—; Leinen geb. M. 12.—; Halbfrzbd. M. 14.—

3 2044 019 643 444

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.